Eschenburg und Eschenhof.

Novelle

von

Lorenz Diefenbach.

Frankfurt am Main.
Franz Benjamin Auffarth.
1852.

In einer Gegend des nördlichen Deutschlands scheidet ein langgestreckter See von mäßiger Breite zwei sehr verschiedene Theile einer Landschaft, die ihre Schönheit hauptsächlich diesem Gegensatze verdankt. Längs des einen Gestades zieht sich ein Wall meist bewaldeter Anhöhen hin; auf einem felsigen Ausläufer derselben, der jäh in den See abfällt, erhebt sich die alte Eschenburg. Das jenseitige Ufer dehnt sich zum fruchtbaren Flachlande aus. Dicht am See liegt dort das Dorf Eschenhof, nach einem älteren stattlichen Hause benannt, das nebst weitläuftigen Wirthschaftsgebäuden in etwas höherer Lage über dem Dorfe weithin sichtbar ist, und dessen parkartiger Garten auf einer Landzunge in den See hinein

lauft. Nach der Seeseite hin wird dem Heranschiffenden Garten und Haus durch ein dichtes Lustwäldchen verdeckt, an dessen Ausgange auf der Spitze der Landzunge ein hell hervortretendes kleines Gebäude neueren Ursprungs steht.

Ein schwermüthiger Reiz schwebt über dem Schlosse und seinen Umgebungen. Seine stolzen Thürme sind besser erhalten, als die übrigen Gebäude, deren Ausdehnung und schmuckreiche Bauart auf eine verschwundene reichere Zeit hindeuten. Ein großer Theil des einst künstlich bewässerten und nach französischem Geschmacke angelegten Gartens ist der Unfruchtbarkeit seines Felsgrundes zur Beute geworden. Außerhalb der Ringmauern stehn auf der Hochfläche noch einige hübsche neuere Häuser, in welchen die gräflichen Beamten bequemer wohnen, als ihre Herrschaft im Schlosse. Am Fuße des Berges bilden zerstreute, größtentheils ärmliche Häuser und Hütten ein Dörfchen.

Das Herrenhaus in Eschenhof mit allem Zubehör zeigt schon dem flüchtigen Beschauer

überall die Kennzeichen des Wohlstandes, des Fleißes, der sorgfältigen Aufsicht. Alle Gebäude sind trefflich unterhalten, nicht minder der Garten, dessen nutzbare Pflanzungen hier und da von Blumenbeeten und anderer Zier anmuthig unterbrochen sind. Das Wohnhaus verräth durch seine Gestalt und die ungefärbten Steinmassen, aus welchen es schloßartig erbaut ist, ein mindestens hundertjähriges, aber noch von keinem Verfalle berührtes Alter. Theils gleich alterthümliche, theils in verschiedenen Zeiträumen später erbaute Gesindewohnungen, Scheunen und Stallungen umschließen geräumige Höfe, die so reinlich gehalten sind, als sich billig bei Ackerbau und Viehzucht in großem Maßstabe verlangen läßt. Das wohlhäbig und neu aussehende Dorf ist von Ackerleuten und einigen Fischern bewohnt.

Die Charakterzüge dieser Wohnorte hangen enge mit denen ihrer Bewohner zusammen, der jetzigen, wie der früheren.

Der Anblick der Eschenburg läßt vermuthen, daß sie einst von Männern mit Ritterhelmen er=

baut, später auch von solchen mit Marschalls-hüten und mit Allongeperüken bewohnt wurde, nicht von bürgerlichen guten Haushaltern. Die Formen sind zwar mitunter grotesk, haben aber im Ganzen große Umrisse und häufig selbst im Verfalle noch Anspruch auf Schönheit und Würde.

In Eschenhof herrschen die Züge der jüngeren Zeit vor: auf wohlverwaltetem Erbe gediehener Wohlstand und dessen gesichertes Bewustsein. Wachsende Bildung hat auch das Nützliche mit gefälligen Formen umgeben. Zudem läßt die sichtbare Größe und Einheit eines festgegründeten Besitzes keine Eindrücke von Gewöhnlichkeit und Kleinheit aufkommen.

Im Schlosse wohnen beim Beginne unserer Erzählung die letzten Grafen Eschenburg, ein schon bejahrter Witwer mit seinem jungen einzigen Sohne; auf Eschenhof Konrad Lilien, der noch in kräftigem Mannesalter stehende Besitzer des Gutes mit seiner Gattin und seinem einzigen Kinde, einem Töchterchen.

Wir werden diese Bewohner bald näher

kennen lernen. Der Antheil, welchen sie an der Beschaffenheit ihrer Wohnorte hatten, war ererbt, wie diese selbst; die Fortsetzung von Kettengliedern natürlicher Ursachen und Wirkungen, die in eine allmälig sagenhaft werdende Zeit zurückliefen. Denn an den Anfang dieser natürlichen Kette knüpfte sich eine Weissagung, die im Munde des Volkes lebte und auch den letzten Erben ebenso wohl bekannt war, wie die urkundlichen Thatsachen, in welchen die Gründung von Eschenhof und die erbliche scharfe Trennung beider von Einem Blute abstammender Familien wurzelte.

Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts nämlich stand das Haus des Reichsgrafen Eschenburg in voller Blüte des Ansehens und des Reichthums. Auf der prächtigen Eschenburg kamen oft die prächtigsten Leute aus dem deutschen Reiche zusammen, hohe Herrn und vornehme Damen, wenn auch nicht immer schöne und gute. Aber auch die schönsten, die dorthin kamen, um

sich von dem jungen, schönen und edeln Erbgrafen wählen zu lassen, wurden kaum von ihm bemerkt. Sogar, je eifriger sie um ihn und seine Grafschaft warben und von Eltern, Vettern und Basen unterstützt wurden, desto bestimmter wandte er sich von ihnen ab.

Seine stolzen Eltern sahen dem Spiele lange Zeit mit geheimem Vergnügen zu und ermunterten ihn zu keiner Verbindung. Aber als ihr anderer, jüngerer Sohn starb und ihre Tochter fern nach Ungarn hinaus heirathete: da wurde ihnen bange, ihr Haus möchte veröden und ihr Name erlöschen, und sie drangen in den Sohn, eine Gattin zu wählen. Dieser aber erschrack und bat um längere Frist.

Seine Mutter konnte nicht glauben, daß der Jüngling eine völlige Abneigung gegen Liebe und Ehe haben sollte. Die Ursache seines Benehmens konnte auch nicht etwa in einer Neigung zu ungebundenem Junggesellenleben liegen, wie es viele Genossen seines Standes und Alters

führten, denn seine Sittenstrenge war unter seines Gleichen sprüchwörtlich geworden.

Die besorgte Mutter vermuthete deßhalb ein Herzensgeheimniß und entdeckte dieses, sobald sie sich diesen Gedanken deutlich ausgesprochen hatte, so schnell und mühelos, daß sie sich ärgerte und schämte, diese Entdeckung nicht früher gemacht zu haben.

Wer konnte des jungen Grafen Herz und Sinne in der kleinen Welt außerhalb jener von ihm verschmähten Frauenkreise denn auch anders gefesselt haben, als die wunderschöne Lilie, wie die Milchschwester der jungen Gräfin allgemein im Schlosse genannt wurde. Sie war freilich nur die Tochter einer Leibeigenen, die der Grafentochter Amme und erste Pflegerin gewesen war. Aber gewiß war sie, auch in den Augen des gräflichen Ehepaares selbst, reizender und lieblicher, als alle jene hochgeborenen Damen. Im Schlosse herangewachsen, erst als Spielgenossin, dann als Lieblingsdienerin und fast als Gesellschafterin der vornehmen Milchschwester, war sie

über ihren Stand erzogen worden, nicht bloß in feiner Sitte, sondern auch in mancherlei Kenntnissen, da sie mehrere Unterrichtsstunden der jungen Gräfin getheilt hatte, um diese in Vorbereitungen und Wiederholungen unterstützen zu können. Die Lehrer der Letzteren — der Schloßgeistliche und eine Gouvernante — hatten dieß veranlaßt, weil sie die Fähigkeiten und den Fleiß des jungen Mädchens erkannten.

Und als dieses zur schönen Jungfrau erwuchs, verband es mit den anmuthigsten Sitten auch die keuscheste Sittsamkeit. Für niedere Bewerber war es zu hoch gestiegen oder eher emporgeschwebt, denn der armen erhobenen Hörigen fehlte der feste Heimathgrund unter den Füßen. Den Zudringlichkeiten galanter Junker wuste sie mit Klugheit und Würde auszuweichen, ohne darum hochmüthig oder unfreundlich zu erscheinen.

Gerade diese sittlichen Vorzüge des Mädchens fielen der guten Gräfin am Schwersten aufs Herz, als ihr die Augen aufgiengen über die Augen, womit ihr Sohn ja schon längst die

Schöne betrachtete und diese leider auch ihn, wenn auch die ihren mit langen dunkeln Wimpern verschleiernd. Ein leichtes und frivoles Verständniß hätte die Mutter dem Cavalier verziehen; aber es wäre ihr um des Mädchens willen, welches ihr selbst sehr werth geworden war, leid gewesen. Doch eine ernste und reine Liebe zwischen Beiden that ihrem Herzen noch weher, da diese — in jener Zeit wenigstens — nie durch Gesetz und Sitte geheiligt werden und deßhalb nur zu innerer Unglückseligkeit führen konnte.

Ohne ihrem Gemahl vorerst ihre Entdeckung mitzutheilen, wandte sie sich in ebenso kluger als liebevoll schonender Weise unmittelbar an ihren Sohn, der ihr auch alsbald Alles und noch Mehr bekannte, als was sie erwartet hatte. Die Lilie war seit Kurzem sein angetrautes Weib! Die Angst, die Geliebte möchte von seiner Schwester, welche sie ungern zurückgelassen hatte, in die Ferne gerufen oder durch eine andere Bestimmung aus seiner Nähe weggezogen werden, hatten ihn zu dem Entschlusse gebracht, ihren

Besitz sich durch die engsten Bande zu sichern, ohne daß er jedoch die möglichen Folgen klar überdachte.

Er machte jenen Schloßgeistlichen zum Vertrauten und gewann dessen Mitgefühl und Zustimmung, nicht so leicht aber die Einwilligung der Geliebten. Diese wollte Anfangs die Beider Zukunft verdunkelnden Räthsel durch eine Flucht zu ihrer Milchschwester und früheren Herrin lösen. Aber ihr Geliebter bewachte jeden ihrer Schritte und brachte sie zum Eingeständnisse ihres Vorsatzes. Seine Vorwürfe und stürmischen Bitten — die Macht der eigenen Liebe — wohl auch das Bewustsein, daß sie nicht unwürdig sei, die Gattin des geliebten Mannes zu werden — endlich noch der Zuspruch des geistlichen Freundes, der durch eine geheime Trauung zur linken Hand gefährlichere Geheimnisse von der lieben Schülerin abzuwenden gedachte: dieß alles erwarb endlich dem jungen Grafen ihre Gewährung seines Wunsches.

Aber dieser hatte sich über seine eigene Kraft

des Widerstandes getäuscht, des Widerstandes gegen das Flehen seiner Mutter und darnach auch seines Vaters, als dieser das Geheimniß erfuhr und statt der Drohungen, welchen der Sohn schwerlich gewichen wäre, ebenfalls nur Bitten aussprach. In die Wagschale dieser Bitten legten die Eltern mit dem eigenen Glücke auch das des Paares selbst, welchem sie die Macht der „Verhältnisse", der Familienpflicht, der Standesehre eines alten Hauses, des öffentlichen Urtheils bei Vornehm und Gering entgegenstellten. Dieser letzteren Berufung widersprach nun zwar der junge Mann mit Gründen höherer Pflicht und Ehre, konnte sich aber innerlich keineswegs der anerzogenen Unterredung unter jene Rücksichten ganz entziehen. Die Trennung von der Geliebten blieb ihm das gröste Unglück, aber er vermochte nicht, sein ganzes Leben an ihren Besitz zu wagen.

Die Gräfin, welche bei allen diesen Bemühungen hauptsächlich das Wort führte, vermied Alles, was Abneigung und Mißachtung gegen die Gattin ihres Sohnes deuten und diesen er-

bittern konnte. Sie wendete sich endlich an jene selbst und stellte ihr die Trennung der kaum geschlossenen Verbindung als eine höhere Nothwendigkeit dar, als eine Pflicht nicht bloß gegen das Haus ihrer Wohlthäter, sondern auch gegen das Glück des geliebten Mannes selbst.

Sie erreichte ihren Zweck. Die junge Frau drang nun selbst in den Geliebten, diese Ehe zu trennen und eine ebenbürtige zu schließen. Er ergab sich endlich den Bestürmenden, stellte aber einige Bedingungen. Seine Eltern kamen ihm in dem Vorhaben entgegen, der Scheidenden die Mittel zu Sicherheit, Unabhängigkeit und einem ihrer Bildung angemessenen Behagen zu spenden.

Vor Allem wurde sie mit ihrer Mutter frei erklärt. Sodann erhielt sie als freies und erbliches Besitzthum das bis dahin gräfliche Gut Eschenhof auf der andern Seite des Sees, gleichsam den jüngst verstorbenen jungen Grafen beerbend, für welchen dort so eben das uns schon bekannte Herrenhaus erbaut worden war. Obgleich

statt des späteren Dorfes nur erst einige Hütten von Kossaten und Fischern zu dem Gute gehörten, wurde aus dessen Mitteln eine Pfarrei gestiftet, auf welche jener Geistliche, der auf Eschenburg nicht mehr bleiben durfte und wollte, versetzt wurde.

Mit dieser Bestimmung Hand in Hand gieng eine andere: daß der Erbgraf die gefährliche Nähe der nur kirchenrechtlich, nicht durch einen Herzenszwiespalt, geschiedenen Geliebten verlassen und so lange aus dieser Gegend und von der Burg entfernt bleiben sollte, bis er eine ebenbürtige Gemahlin in letztere einführen würde. Das getrennte Paar ergab sich ohne Widerstand darin, um ein wechselseitig und den Eltern des Grafen gegebenes Gelöbniß: für immer jede persönliche Wiederbegegnung zu meiden, leichter halten zu können.

Dagegen scheiterte der Wunsch der Gräfin: auch die Geschiedene möge eine anderweitige Ehe eingehen, sobald sich eine ehrenhafte Gelegenheit dazu finden würde, an dem entschiedenen, ja

entrüsteten Widerspruche des jungen Weibes, das im Stillen auch noch ein anderes Band ahnte, welches sie an das Andenken des ersten und einzigen Geliebten fesseln würde. Dieser nahm vor seiner Abreise seinen Eltern das Ehrenwort ab, daß sie auch in diesem wichtigen Punkte die Freiheit der treuen „Lilie“ in keiner Weise beeinträchtigen wollten. Diese Treue der Geliebten erfreute und demüthigte ihn zugleich.

Der Gräfin blieb das von Jener ahnungsvoll gehegte natürliche Geheimniß nicht lange verborgen und trieb sie an, die bereits eingeleitete Vermählung ihres Sohnes zu beschleunigen, bevor dessen Herz und Gewissen durch ein neues Gefühl und den Ruf der Vaterpflicht von der Erfüllung halberzwungener Vorsätze zurückgehalten werden könnte. Er kam williger ihren Wünschen entgegen, als sie erwartete, weil er nur in einem neuen abgeschlossenen Lebenskreise sein schwaches, schwankendes Herz gegen den Zauber des gemiedenen, so kurz nur genossenen Glückes sichern zu können glaubte. —

Viele Jahre waren vergangen. Der alte Graf und seine Gemahlin hatten die Genugthuung mit ins Grab genommen, ihrem Hause den unbefleckten Stammbaum hinterlassen zu haben und einen legitimen Erben ihres Sohnes heranwachsen zu sehen, ob sie sich gleich nicht verhehlen konnten, daß ihr Enkel von seiner thörichten und eigensinnigen Mutter verzogen, von seinem Vater nicht geliebt wurde.

Dieser arme Vater hatte zwei Söhne und wurde keines recht froh. Der Sohn seiner Liebe, welchem er nach dem Beinamen der Geliebten den Familiennamen Lilien beigelegt hatte, wuchs zwar an Leib und Seele tüchtig heran, von seiner Mutter und dem Pfarrer von Eschenhof erzogen; aber seine seltene Gegenwart ließ den Grafen nur empfinden, wie reich er sein könnte, wenn er unabhängiger gehandelt hätte. Dieser sah den von der Gräfin und ihrem Sohne gehaßten und tückisch verfolgten Jüngling nur in kurzen und verstohlenen Augenblicken, dessen stets geliebte Mutter aber nie wieder.

Ihre Standhaftigkeit nöthigte ihn, das Gelübde des Niewiedersehens zu halten. Sie hatte sich dem angetrauten Geliebten einst ergeben; aber von dem einer Andern Vermählten hielt sie die Sorge für ihre Ruhe und Ehre und, bei allem liebenden Andenken, auch das Bewustsein fern, daß *sie* an seiner Stelle um keiner Standesehre und Standesherrschaft willen das heilige Band gelöst haben würde.

Ihren Sohn lehrte sie zwar aufrichtig, seinen Vater ehren, und gab ihm immer die wärmsten Grüße über den See mit, wo ihn Jener im Hause eines vertrauten Dieners zu erwarten pflegte. Aber sie konnte es nicht hindern, daß der erwachsende Knabe über sein und seiner Eltern Schicksal nachdachte und seinen Vater wohl *beklagte*, weil er ihn einsam und unglücklich sah, aber auch dessen Schwäche *anklagte*, das eigene Glück zerstört und viele trübe Stunden seiner theuren Mutter verschuldet zu haben.

Jener Haß des eigenen Weibes und Sohnes gegen den jungen Lilien bewog den Grafen, aus

Sorge um die Sicherheit des Letzteren auf die Zusammenkünfte in Eschenburg zu verzichten und ihn nur im Geheimen bisweilen im Pfarrhause zu Eschenhof zu sehen. Dorther, aus der nächsten, aber vergeblichen, Nähe der theuren Verbannten kehrte er immer mit schwerbelasteter Brust in das Schloß zurück, in welchem er dem Herzen nach nicht Gatte, noch Vater, und in der That auch nicht mehr Herr war.

Vor der Zeit gealtert und lebensmüde machte er nur schwache und fruchtlose Versuche, in die Erziehung oder vielmehr die freventliche Verziehung seines Erben einzugreifen, welchem seine, nach allen andern Seiten hin herrische und rücksichtslose, Mutter jedes Gelüste, jede schlechte Angewöhnung nachsah. Er ermannte sich einmal soweit, daß er in Gegenwart des Geistlichen und des ältesten Hausbeamten seiner Gemahlin ernst vorstellte, wie sie ihren Sohn zu einem Manne erwachsen lasse, der des Hauses Ehre und Wohlstand schlecht verwalten werde. Zur Antwort warf sie ihm die Bevorzugung „seines Kebswei-

des und seines wilden Sprossen" vor, welchen sie das ihrem Sohne gebührende und geraubte Gut wieder abzunehmen gedenke.

Da erhob sich der Graf — so hatten die anwesenden Männer erzählt und die nachfolgenden Geschlechter einander überliefert — und sagte zu der scheu zurückweichenden bösen Frau, indem seine bleichen Wangen erglühten, langsam die Worte: „Ich sehe im Geiste das Haus meiner Lilie fröhlich gedeihen, in diesem Schlosse aber eurer Sünden Schuld und Strafe fortwuchern, bis es dereinst mit Eschenhof Einem Herrn gehört, dem die Liebe zuwenden wird, was euer Haß vergeblich sucht!"

Den ersten Theil dieser Weissagung bewährte schon bald die Folgezeit immer mehr. Hier, wie an vielen andern Orten, arbeitete das alte Geschlecht entsittlicht und verblendet an seiner Selbstvernichtung, und das neue baute sich auf festem Boden an, unbeirrt vom Hohne und Hasse der versinkenden Herrn, die es nur bedrücken wollten, als sie zu schwach und zu schlecht geworden

waren, um das erwachsende zu beschützen. Die Enkel dieser beiden Geschlechter Eines Volkes vergessen in ihrer feindlichen Trennung, daß ihre Voreltern durch das Band der Pietät, durch Wohlthat und Dank verbunden waren.

Lange Zeit hindurch feindeten die Grafen Eschenburg die Familie Lilien an und führten Rechtsstreit gegen das Vermächtniß des Eschenhofes, auf welchem Letzterer Wohlstand erblüht war. Als nach Jahren dieser Streit zu Gunsten der Lilien endgültig entschieden war und beide Familien nicht mehr geradezu feindlich zusammenstießen, blieb doch die wechselseitige Abneigung ihr trauriges gemeinsames Erbtheil bis zu der Zeit, in welcher wir unsern Lesern zuerst ihre Wohnsitze darstellten, nämlich kurz vor dem Jahre 1830.

Graf Bodo Eschenburg hatte nach dem Tode seines älteren und unbeerbten Bruders ehrenvollen Abschied aus dem Heere erhalten, um

den nun ihm allein gehörenden Sitz seiner Väter zu bewohnen und dem Aussterben seines Geschlechtes vorzubeugen. Dieser letztere Zweck war erreicht, als eine bald gefundene Gattin, eine arme, junge und schöne Grafentochter, die Geburt eines Sohnes mit dem eigenen Leben bezahlt hatte. Graf Bodo trauerte zwar aufrichtig um sie, freute sich aber noch mehr über den gewonnenen Sohn, den er nach besten Kräften, fast ohne fremde Beihülfe, bis in sein fünfzehntes Jahr erzog, wo er ihn auf ein Gymnasium schickte.

Der junge Graf Albrecht Eschenburg verbrachte somit seine Kindheit in dem stillen Schlosse. Seine kindliche Liebe zu dem ernsten Vater und Erzieher war mit scheuer Ehrfurcht vor den strenge abgegrenzten Weltanschauungen und Lebensregeln gemischt, die dieser ihm täglich wiederholte, ohne zu bemerken, daß der Knabe sie mehr auswendig lernte, als inwendig begriff und aufnahm. Albrecht hatte mit der Schönheit seiner Mutter auch ihre, nur allzufrüh gedämpfte und verwelkte,

Jugendlichkeit und Lebhaftigkeit geerbt, und sein Geist schweifte träumend über den See in unbekannte Fernen hinaus.

Doch selbst die nächste Ferne, das jenseitige Gestade des Sees, war ihm ein verschlossenes Feenland. Sein Vater hatte ihm den öfters geäußerten Wunsch einer Ueberfahrt verpönt. „Du hast bei den Bauern und Fischern Nichts zu schaffen," sagte er ihm.

„Aber das schöne Herrengut, das wir von ferne sehen und von dem unsere Leute erzählen?"

„Ist nur von vornehmen Bauern bewohnt, die sich uns gleich dünken. Ueberdieß sind sie unsere Gegner von Alters her, und ihr Erbgut ist unsern Ahnen entzogen worden."

„Aber sie selbst haben uns denn doch Nichts zu Leide gethan?"

„Das verstehst du jetzt noch nicht, später werde ich dir einmal Alles erzählen."

Dieses Geheimhalten steigerte den Reiz des Unbegriffenen und Verbotenen für den heranwachsenden Knaben. Er hatte die Aeußerung

seines Vaters im Andenken behalten, als er nach wenigen Jahren von der Schule heimkehrte, und mahnte nun um die Erfüllung des Versprechens. Aber dem alten Herrn war die Neugier des Jünglings noch lästiger, als früher die des Knaben, und er erschrack, als jener keck aussprach: jetzt sei er hoffentlich alt genug, um die alten Geschichten zu verstehen. Sein Vater mochte gerade vor diesem Verstehen einige Besorgnisse hegen und verschob immer ausweichend die Lösung dieses Geheimnisses. Seinen Umgebungen verschärfte er das alte und bis dahin treu befolgte Gebot, Albrecht Nichts von jenen Familiengeschichten mitzutheilen, bevor er selbst den Anfang dazu machen würde.

Albrecht mochte für jetzt nicht weiter in seinen Vater dringen und fand es bequemer, die vorenthaltene Mündigkeit vorauszusetzen, als durch eine vorzeitige Frage eine ausdrückliche Erneu, erung jenes Ueberfahrtsverbotes hervorzurufen.

Schon in seiner Knabenzeit hatte er sich mit einem Fischer, Namens Mangold, befreundet,

einem nicht mehr jungen Junggesellen, der am Seeufer unter dem Schloßberge sein kleines Eigengut, ein Häuschen nebst wohlgepflegtem Garten, mit gleichem Selbstgefühle und Herrenstolze bewohnte, wie der Graf im Schlosse oder Herr Konrad Lilien in Eschenhof ihre stattlichen Behausungen. Er betrieb neben der Fischerei, deren Berechtigung er einer gräflichen Erbleihe verdankte, gelegentlich Frachtgeschäfte zu Wasser und zu Lande, deren Ertrag ihn in den Stand setzte, sich einige Bücher und die Muße zu ihrer Benutzung zu verschaffen. Auch war er in früheren Jahren weiter umhergekommen und hatte mancherlei Gegenden und Menschen gesehen. Diese Umstände und die Gunst des Besitzers von Eschenhof, der sich gerne mit ihm unterhielt, wandten ihm eine besondere Achtung seiner Nachbarn und Standesgenossen zu, die seine Aussprüche als eine Art Orakels betrachteten und seine Gesellschaft meist nur suchten, um Rath und Belehrung zu erhalten.

Graf Bodo fand sich durch den Stolz des

niedren Mannes abgestoßen, dessen Voreltern Hörige seines Hauses gewesen waren, und der sich einmal erkühnt hatte, ihm persönlich starke Zweifel gegen die ewige Dauer des Adels und sogar der Monarchie in Europa auszusprechen.

Was den alten Grafen abstieß, zog den jungen gerade durch den Gegensatz zu den Lehren des ersteren an und gab der Unfehlbarkeit derselben in der Seele des Schülers den ersten Stoß. Seinen Verkehr mit Mangold verhehlte er vor seinem Vater von Anfang an, weil er ein Verbot desselben besorgte. Dieselbe Sophistik, welche ihm diesen verschwiegenen und deßhalb unverbotenen Verkehr als einen erlaubten darstellte, ließ ihn denn jetzt auch jenes Verbot der Ueberfahrt nach Eschenhof als ein stillschweigend verjährtes betrachten. Während einer kurzen Abwesenheit seines Vaters bat er Mangold, ihn über den See bis an die Landspitze von Eschenhof zu fahren. Dieser vermuthete wohl, daß der alte Graf ebensowenig davon erfahren dürfe, als von Albrechts Besuchen bei ihm überhaupt, förderte aber, nicht

ohne Schadenfreude, sogleich die Umgehung der gräflichen Befehle und Pläne.

Albrecht hatte auf dem Gymnasium, obwohl unter der besonderen Obhut eines Professors lebend, Recht und Lust der Freiheit kennen gelernt und manchmal, zumal auf Ferienausflügen, fern von den engen Schranken des Vaterhauses ein unabhängiges Wanderleben im Kleinen geführt. Dennoch empfand er hier in der Heimat zum ersten Male den Reiz der Selbstbefreiung von drückenden Fesseln, wenn auch noch nicht mit dem männlichen Muthe des offenen Widerstandes, sondern mit dem knabenhaften Vergnügen des Entschlüpfens verbunden.

Die Mitte des Sees, die Grenze des bisher verbotenen Raumes, war überschritten. Der Himmel eines leuchtenden Junimorgens spiegelte sich in der ruhigen Wasserfläche, immer näher erglänzte das saftige Grün der Umgebungen von Eschenhof, und selbst das Buchenwäldchen der Landzunge winkte dem jungen Schifffahrer mit heitrerer Farbe, als die Föhrenwälder des väter-

lichen Gebietes, die sonst das Lieblingsziel seiner Spaziergänge waren. Nur das eintönige Geräusch der Ruderschläge, das Plätschern emporspringender Fische und ferne Stimmen der Menschen und Thiere unterbrachen die ringsumher waltende Stille. Auch das Gespräch der Fahrenden war verstummt, und doch pochte Albrechts Herz unruhiger, als gewöhnlich, wie von unaussprechlichen Ahnungen bewegt. Der Ufersaum der Heimat trat in beschattete Ferne zurück, während der entgegengesetzte immer näher und breiter in vollem Sonnenschein sich entfaltete. Das alte Diesseits war zum Jenseits geworden und sandte noch einen leisen, wehmüthigen Hauch des Heimwehs in die frische Morgenluft der Erwartung herüber.

Der Nachen fuhr an der Landspitze an, nahe vor dem Lusthäuschen. Albrecht stieg aus, stand aber zögernd vor dem unbekannten Wanderziele, zu dem ihn Niemand geladen hatte. Da öffnete sich ein Fenster des Gebäudes, und das liebliche Gesicht eines etwa dreizehnjährigen Mädchens

blickte fragend auf die Fremdlinge. Die Kleine erkannte Mangold und grüßte ihn freundlich. Albrecht fragte sie, nicht ohne Befangenheit, ob Besuch und Besichtigung des Gartens erlaubt sei. Sie sagte, mit halbverstecktem Lächeln über die wichtige Erlaubniß, die der vornehm aussehende junge Herr so schüchtern von ihr erbat: „Warum denn nicht? Ich will Ihnen recht gerne selbst unsern Garten zeigen, er wird Ihnen gefallen."

Der Fischer lächelte still zu dem Zwiegespräche, versprach Albrecht, seine Rückkehr zu erwarten, und sah mit heitrem Sinnen den jugendlichen Gestalten nach, als das Mädchen herausgetreten war und mit Albrecht in der grünen Dämmerung verschwand.

Emilie Lilien führte den fremden Gartenfreund, der seinen Namen zu sagen vergessen hatte, durch die weiten Anlagen und zeigte ihm die schönsten Punkte der Aussicht, wie die prosaischen und poetischen Pflanzungen von der Kartoffel bis zur fremden Zierpflanze. Durch ihre Unbefangenheit gewann Albrecht die seine wieder,

horchte den Belehrungen der durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelten Führerin und sprach endlich selbst warm und beredt die Empfindungen aus, die der herrliche Morgen und die reizvollen Umgebungen in seinem empfänglichen Schönheitssinne weckten. Jene wurde jetzt schweigsamer und horchte diesen Worten, wie einer noch nie gehörten, ihr Innerstes durchtönenden Musik. Was sie selbst vorher gesprochen hatte, erschien ihr jetzt als kindisches Geplauder, und sie wagte kaum, den vorhin noch so schüchternen Begleiter anzublicken, der jetzt mit blitzenden Augen und gehobener Stimme ihr all das Schöne, auf das sie selbst ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte, tiefer deutete und neu beseelte.

Aber ein Augenblick führte in fast lächerlicher Schnelligkeit wieder einen Wechsel der Rollen herbei. Die Wandelnden waren unvermerkt bis an den Eingang des Gartens nach dem Hause hin gelangt. Bei dem Anblicke des letzteren stockte Albrecht in seiner Rede. Die ganze Wucht des väterlichen Verbotes und das Bewußtsein der

Uebertretung kamen lastend über ihn und verwandelten den begeisterten Jüngling wieder in einen zaghaften Unmündigen.

Das Mädchen war vorausgeschritten und lud ihn durch eine einfache Handbewegung ein, ihr zu folgen. Er aber blieb stehen und stieß unwillkürlich die Worte heraus: „Ich darf nicht!"

„Warum nicht?" fragte sie verwundert.

„Mein Vater hat es mir verboten," antwortete er, aus Verdruß und Scham erröthend.

„Ihr Vater! Warum? Wer ist er, Wer sind Sie?" Diese Worte stieß sie in rascher Folge hervor, voll Neugier und durch Albrechts Verlegenheit ihrestheils wieder muthiger.

Sie muste ein Weilchen warten, bis Albrecht mit gesenkten Augen antwortete: „Mein Vater ist Graf Eschenburg drüben im Schlosse."

Ein schwaches Lächeln im Gesichte des Mädchens wich schnell dem Ausdrucke einer unmuthigen Betroffenheit. „Sonderbar!" sagte sie mehr zu sich selbst, als zu Albrecht, „mein Vater sagte einmal: seit Eschenhof stehe, sei nur einmal

vor hundert Jahren ein Graf von Eschenburg herübergekommen, und seitdem keiner wieder; auch aus unserem Hause habe nie Jemand das Schloß betreten. Es liege ein Bann, ich weiß nicht, ob auf Eschenburg oder auf Eschenhof, mein Vater wollte mir Nichts weiter sagen."

Albrecht ermannte sich wieder und sagte: „Ich weiß nicht mehr davon als Sie. Aber Das weiß ich, daß ich heute den Bann gebrochen habe und daß ich ihn ganz lösen werde, wann ich einst ein Mann bin." Er faßte und drückte hastig die Hand des Kindes, das sie ihm nicht entzog, und eilte durch den Garten zu dem harrenden Fährmann zurück, Emilie aber in das Haus, um ihren Eltern von dem wunderlichen Besuche zu erzählen.

Albrecht konnte sich jetzt nicht mehr enthalten, Mangold nach der Ursache der scharfen Trennung zwischen beiden Familien zu fragen und ihm die Aeußerung seiner Führerin, wie die Weigerungen seines Vaters mitzutheilen. „Lieber Mangold", sagte er dabei, „glaubt mir, ich bin sonst kein ungehorsamer Sohn und habe mich auch

heute durch das Verbot meines Vaters von der Bekanntschaft unserer Nachbarn abhalten lassen; die Tochter freilich muste ich anreden, wenn ich nicht wie ein blöder Junge dastehn wollte. Ich bin jetzt alt genug, um zu erfahren, warum ich etwas thun oder lassen soll, nur mag ich Nichts von meinem gutem Vater ertrotzen, darum frage ich lieber Euch."

Mangold erzählte ihm die Geschichte, wie er sie von alten Leuten auf beiden Seeufern erfahren hatte, mit Varianten der Erzähler und sagenhaften Zusätzen von Alters her gemischt. Er verhehlte auch nicht jene Prophezeiung seinem lauschenden Zuhörer, dessen ganze Seele von dem heute Erlebten und Vernommenen erfüllt wurde.

Dem heimkehrenden Vater verschwieg Albrecht vorläufig seine Fahrt und historisch-mythische Errungenschaft. Um letzterer näher auf den Grund zu kommen, nahm er sich vor, das Archiv zu durchstöbern, wozu ihm sein Vater schon einige Male seit seiner Rückkunft vom Gymnasium willig die Erlaubniß ertheilt hatte, weil ihn das Inte-

resse des Sohnes an den Familienalterthümern erfreute.

Albrecht fand nach einigem Suchen zuerst Prozeßakten über die vereitelten Ansprüche seiner Altvordern auf Eschenhof, darzwischen Privatbriefe derselben an ihre Gerichtspersonen, worinn der erste Besitzer des Hofes öfters als „der Sohn der Leibeigenen" erwähnt und dessen Vater, mit Verletzung aller Pietät, als ein schwacher und thörichter Mann geschmäht wurde. Der gräfliche Stiefbruder des ersten Lilien hatte sich nicht entblödet, die geistliche Autorität eines dienstwilligen Bibelauslegers zu citieren und seinem Vater den frommen Erzvater entgegenzustellen, der einst den Sohn der Magd in die Wüste verstieß.

Zuletzt aber fand Albrecht Urkunden von entgegengesetzter Färbung: einen, wie es schien, noch von der ersten Hand versiegelten und in dem verborgensten Winkel eines Schrankes aufgehobenen Papierbund mit der Aufschrift „Vermächtniß eines unglücklichen Vaters an die versöhnten Nachkommen seiner feindlich getrennten Söhne."

Mit klopfendem Herzen errieth Albrecht so- gleich, daß sein Ahne, der zwei Frauen und zwei Söhne lebend und nahe besaß und doch ein armer verlassener Mann war, in dieser Aufschrift dieselbe tröstende Hoffnung niedergelegt hatte, welche auch seine überlieferte Weissagung enthielt. Und war nicht wirklich jetzt diese Hoffnung er- füllt worden, als am schönsten Morgen zum ersten Male zwei späte Enkel der getrennten Söhne Hand in Hand an dem Gartenthore von Eschen- hof gestanden hatten? Freudig von diesem Ge- danken ergriffen rief Albrecht laut aus: „An mich ist diese Aufschrift gerichtet, und mit vollem Rechte löse ich das Siegel!"

Dieß that er und vertiefte sich in den In- halt, dessen gröster Theil von der Hand des Ahnen herrührte und eine schlichte, aber empfin- dungsvolle Erzählung der uns bereits bekannt gewordenen Ereignisse umfaßte. Eingemischt wa- ren Anklagen der eigenen Schwäche gegen ein- zelne Menschen, wie gegen die Macht des Her- kommens; Ahnungen einer Zukunft, welche die

traurigen Folgen dieser Schwäche sühnen und in der ganzen gebildeten Welt das rein Menschliche über unnatürliche Satzungen, das Recht über Trug und Gewalt, die Eintracht über die Zwietracht triumphieren lassen werde. Der Graf zu Anfange des 18. Jahrhunderts hatte Manches geahnt, was seitdem wirklich eingetroffen, theilweise aber auch alsbald verzerrt, übertrieben und dadurch wieder auf lange Zeit hinaus für die Menschheit verloren gegangen war. In mehreren dieser Erwartungen fand Albrecht die messianischen Hoffnungen seines guten Freundes Mangold wieder, nur daß sie Dieser derber und zuversichtlicher aussprach.

In einem besonderen Umschlage lag ein Briefwechsel des Grafen mit seiner geliebten Lilie, deren Hand fast männliche Festigkeit andeutete, rührende Zeugnisse vor einem Jahrhundert durchgelebter Schmerzen und treuer Sorgen. Die Herzen, in welchen diese gelebt hatten, waren längst zu Staub zerfallen; aber sie bebten noch unveraltet in dem jungen Herzen des Lesers

nach, in dessen Saiten jetzt zum ersten Male so tiefe und ernste Klänge wach wurden.

Unter dem frischen Einflusse aller dieser Eindrücke traf Albrecht mit seinem Vater zusammen, der den ungewöhnlich lange Ausbleibenden im Archivsaale aufsuchte. Mit feuriger Beredtsamkeit schilderte er dem staunenden Vater den Inhalt seines Fundes und seine eigenen Gedanken und Empfindungen dabei, welche durchaus nicht zu Jenes gewohnten Ansichten und Erziehungssysteme paßten.

„Ich bin befremdet," sagte der Vater, „dich Partei gegen unsere Familie nehmen zu hören".

„Ich nehme Partei", antwortete Albrecht entschieden, „für das Recht gegen das Vorurtheil und eben für das wahre Recht unseres eigenen Ahnen, welches er selbst nicht die Kraft hatte zu wahren".

„Du nennst die geheiligten Grundsätze unserer Familienehre, unseres Standes, der ganzen höheren Gesellschaft Vorurtheile! Bedenkst du, daß solche Gesinnungen eher nach Eschenhof als hierher passen?"

„Ich würde," entgegnete Albrecht, bis zur Heftigkeit aufgeregt, „willig die thatenlose Grafenkrone unseres Wapens hingeben, um ein bürgerlich thätiges und heiteres Leben zu führen, wie unsere Verwandten auf Eschenhof."

Das war dem Grafen denn doch zu stark. Er fuhr zornig auf: „Hölle und Teufel, Knabe, Wer hat dich verführt? Verdankst du diese Grundsätze dem verdammten Jacobiner drunten in der Fischerhütte? Und halt! Woher weißt du so Viel von unsern vortrefflichen Vettern zu Eschenhof, den Nachkommen der Leibeigenen? Jetzt fällt mir erst ein: Hast du diese Papiere so ganz zufällig gefunden?"

Albrecht ließ den erzürnten Vater zu Ende fragen und antwortete ihm mit einem ehrerbietig, aber keineswegs demüthig, gehaltenen Bekenntnisse seiner Fahrt und des kurzen Zusammenseins mit Liliens Tochter, sowie seiner letzten Unterredung mit Mangold und seines absichtlichen Suchens im Archive nach einer zuverlässigen Erklärung der alten Familienverhältnisse. „Lieber Vater," schloß er, indem er rasch sämtliche Papiere

und Akten zusammenpackte und Jenem darreichte, „hier lies Alles durch, und du wirst gewiß dein Verbot aufheben und mich die schon begonnene Versöhnung fortsetzen lassen, ohne die der Geist unseres Ahnen nicht zur Ruhe kommen kann."

Sein Vater hatte ihn nicht unterbrochen und sagte nun mit unerwarteter Ruhe nur: „Ich will die Papiere lesen, aber sie werden mir nichts Neues bringen und meine Ansicht nicht ändern, die auch du einst als Mann theilen wirst." Obgleich mit diesen Vorfällen sehr unzufrieden, empfand er wider Willen ein väterliches Wohlgefallen an dem schönen und kräftigen Sohne, der ihn zum ersten Male mit solchem Feuer und erwachtem männlichem Selbstgefühle entgegen geredet hatte.

Er durchlas aufmerksam die Papiere und konnte der Stammmutter der Familie Lilien seine Theilnahme, dem Rechte ihrer Nachkommen seine Anerkennung nicht versagen. Gerade aber das Bewustsein, daß das Unrecht bei der gehässigen, weit über Standesunterschied hinausgehenden, Trennung der Nachbarn fast ausschließlich auf

seiner und seines Hauses Seite lag, ließ ihn die Anbahnung der Versöhnung durch seinen Sohn als eine Demüthigung für sich und seine Vorfahren empfinden. Und nicht blos dieses falsche Ehrgefühl hielt ihn von der Nachgiebigkeit gegen das eigene Rechtsgefühl und die Bitte des Sohnes zurück, sondern auch die Besorgniß: die Versöhnung möge eine noch nähere Verbindung herbeiführen, als die gräfliche Ehre und Stammesreinheit vertrage. Es war kein bloßer Aberglaube, der ihn an die Erfüllung der alten Weissagung durch die einzigen Kinder beider Häuser denken ließ; sondern diese hatten ja wirklich bereits auf eigene Hand die Versöhnung begonnen und Albrechts Erzählung den Eindruck enthüllt, welchen die zarte Lilienknospe in dem Garten des Stammfeindes auf ihn gemacht hatte. Nein, Graf Bodo durfte die Früchte seiner Erziehung, die Hoffnungen auf eine glänzende Erneuerung seines zerfallenden Hauses nicht an eine schwärmerische Jünglingslaune verloren geben!

Der schon früher beschlossene Eintritt Albrechts

in eine Ritterakademie sollte nun beschleunigt werden. Diese Anstalt stand in dem Rufe, daß sie dem zum Junkerthume entarteten Ritterthume durch höhere Bildung eine neue Stellung in der Zeit vorbereitete.

Albrecht konnte gegen diesen Beschluß Nichts einwenden und folgte der erkannten Nothwendigkeit, die kurze Frist vor der bevorstehenden Eintrittsprüfung zu fleißigen Studien zu verwenden. Er versäumte zwar nicht, seinen Lieblingsgedanken: die Familienaussöhnung, bei seinem Vater alsbald wieder in Anregung zu bringen; aber dieser schnitt alle weiteren Fragen und Bitten durch die bestimmte Erklärung ab: daß er eine hundertjährige Frage nicht in wenigen Tagen aburtheilen könne und jede Erörterung darüber abweisen werde, bis Albrecht einst durch Alter und Weltkenntniß zum Manne gereift sein würde.

Letzterer war zufrieden, keine absprechende Verneinung zur Antwort erhalten zu haben, und fand sich bei ruhigerem Nachdenken verpflichtet, dem Willen des Vaters dießmal genau nachzu-

kommen. Aber er versagte sich nicht den harmlosen Genuß, manche Freistunde am Seegestade hinzubringen, bald in einsamem Andenken an jene Fahrt und Begegnung nach dem wiederverschlossenen Jenseits hinüberblickend, bald im Gespräche mit Freund Mangold, der ihm nicht als vornehmem Grafensohne, aber als liebgewonnenen Jüngling begegnete und einen geistigen Tauschhandel mit ihm trieb, bei welchem Beide einander immer mehr verstehn und achten lernten, so verschieden auch der Inhalt und noch mehr die Form und Erwerbsweise ihrer Bildung war.

Graf Bodo beobachtete das Treiben seines Sohnes und hielt es jetzt nicht mehr an der Zeit, ihm den Umgang mit dem Fischer zu untersagen, ob er sich gleich darüber ärgerte. Aber er traute Albrechts Vorsätzen um so weniger, da dieser seit seiner letzten Abfertigung mit keinem Worte den Gegenstand berührte, der ihn doch gewiß fortwährend innerlich beschäftigte. Er war klug genug, des Sohnes Widerstandstrieb nicht durch wiederholte Verwarnung zu reizen, jedoch

nicht, um einige Schritte zu unterlassen, bei welchen er, wie er sich gestehen muste, den Kürzeren zog, ohne daß sie indessen einen besonderen Erfolg für oder wider ihren nächsten Zweck hatten.

Er beschied nämlich fürs Erste unter einem geschäftlichen Vorwand Mangold aufs Schloß. Dieser kam willig und wurde von dem Grafen mit freundlicher, doch darum nicht minder stolzer, Miene empfangen. Letzterer gab ihm einen kleinen Auftrag und spann darauf ein Gespräch mit ihm an:

„Mein Sohn besucht Euch öfters, Meister Mangold, und unterhält sich gerne mit Euch, wie ich höre."

„Es freut mich, wenn der junge Herr Gefallen an meinem einfachen Gespräche findet."

„Ihr habt Mehr gelernt, als sonst Leute Eures Standes, und wißt es besser vorzubringen, als mancher Gelehrte. Mein Sohn bringt allerlei neue Gedanken mit von Euch herauf."

„Allzuviel Ehre, gnädiger Herr! Lernbegierig

bin ich allerdings, der junge Herr Graf auch; und wenn Graf und Bauersmann zusammen aufrichtig suchen, so finden sie ehr und Mehr, als jeder Einer allein."

Der Graf, dem dieser Nachsatz nicht ganz behagte, warf ein wenig die Lippen auf, unterdrückte aber eine Erwiederung und sagte vielmehr beifällig: „Ja, wir alle lernen niemals aus. Indessen, lieber Meister," setzte er ernster hinzu: „ich wünschte doch nicht, daß Ihr meinen Sohn weiter bei Euren Bekannten umherführtet."

„Wie das, gnädiger Herr? Ich war immer nur allein mit dem jungen Herrn und habe überdieß nur wenige nähere Bekannte."

„Doch zum Beispiel, da den — Gutsbesitzer drüben in Eschenhof, den Ihr kürzlich mit meinem Sohne besuchtet."

„Ah ja so," sagte Mangold, sich mehr aufrichtend; „wiederum viel Ehre für mich, wenn der Herr Graf den wackeren Herrn Konrad Lilien auf Eschenhof zu meinen Bekannten rechnet. Selbst dem jungen Herrn Grafen auf

Eschenburg würde diese Bekanntschaft nicht zur Unehre gereichen; übrigens hat er sie meines Wissens noch nicht gemacht."

„Und wird sie auch nicht machen," sagte der Graf, sich erhitzend, „weil ich meine Gründe habe, sie nicht zu leiden."

„Euer gräfliche Gnaden sind Herr in Ihrem Hause und über den jungen Herrn Grafen."

„Und Ihr werdet meinen Sohn nicht wieder nach Eschenhof hinüberführen."

„Und ich bin Herr in meinem Hause und Schiffe, solange meine Erbleihe währt, aber nicht über den jungen Herrn Grafen."

„Ihr wollt denn doch ihm mehr gehorchen als mir!"

„Halten zu Gnaden, Keinem der beiden Herrn, wenn sie mir befehlen wollen, was meines Rechtes ist, zu thun oder zu lassen."

„Nun", sagte der Graf nachgebend, doch mit etwas spöttischem Tone, darauf, „so bitte ich Euch, meinem Sohne die Fahrt in meinem

Namen abzuschlagen, wenn er Euch darum bittet."

„Schon wieder allzuviel Ehre für mich", entgegnete Mangold in ähnlichem Tone und ohne seine ruhige Fassung zu verlieren; „und wenn ich ein Vormundsrecht über den jungen Herrn annehmen dürfte, so hätte auch ich meine Gründe, ihm den Besuch in Eschenhof nicht zu wehren."

Der Graf sah seine Würde gefährdet, wenn das Gespräch fortgesetzt würde, und sagte mit erzwungener guter Laune: „Ihr seid ein harter Kopf. Meinetwegen denn, Jeder nach seiner Einsicht und seinem Rechte." Hierauf sprang er wieder auf das Geschäft über, welches Mangold in gefälligen Worten aufs Beste ausführen zu wollen erklärte, und damit war die Unterredung abgethan.

Der Graf schrieb sogleich darauf folgenden Brief an Konrad Lilien: „Euer Wohlgeboren wollen mir den lästigen Besuch meines Sohnes nicht zur Schuld rechnen, er erfolgte ohne mein

Wissen und gegen meinen Willen. Ich werde Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie in einem etwaigen Wiederholungsfalle die aus kindischer Neugier oder irgend einem andern gleich thörichten Motive entstandene Zudringlichkeit des jungen Burschen mit rücksichtsloser Strenge zurückweisen."

Lilien antwortete umgehend: „Ew. Erlaucht erlaube ich mir zu erwiedern, daß meine Hausordnung von jeher jeden anständig und freundlich gesinnten Besucher zuläßt, jede Zudringlichkeit aber abweist. Die Verwaltung Ihrer Erziehungsgrundsätze und die Durchführung Ihres Willens muß ich lediglich Ew. Erlaucht selbst überlassen."

Der Graf verstand diese Abweisung und ihre Einkleidung vollkommen, gestand sich aber ein, daß er sie verdient habe, und bereute zu spät, die Mängel seines väterlichen Ansehens zweimal, wahrscheinlich schadenfrohen Augen, preisgegeben zu haben.

Lilien hatte nach seiner Tochter Erzählung dieser das Verhältniß der beiden Familien soweit

erläutert, als er es dem Kinde gegenüber gut fand. Was er von ihr und von Mangold über Albrechts Persönlichkeit erfuhr, sowie dessen emancipierte Fahrt an sich weckten sein Interesse an demselben. Er beschloß, ihm bei einem möglichen Besuche in Eschenhof seines Vaters Brief zu zeigen und dadurch eine humane Ablehnung seiner Annäherung für jetzt zu bewerkstelligen, ohne eine versöhnende Zukunft damit abzuschneiden.

Aber dieser Besuch trat nicht ein, und der Graf hätte seine vergeblichen Mandate sparen können, wie wir bereits bemerkten. Der nahende Eintritt in die Ritterakademie nahm nicht bloß Albrechts Fleiß und Zeit in Anspruch, sondern drängte auch in seiner Einbildungskraft allmälig die Vergangenheit und die Zukunft seiner Familiengeschichte in den Hintergrund. Der Wissensdurst, die Hoffnung auf ein heiteres Zusammenleben mit Altersgenossen, der schon über den nächsten Zeitraum und den Studienwettlauf hinausdeutende Ehrgeiz erfüllten die meisten Räume in seinem Herzen, als er von Eschenburg Abschied

nahm, jedoch nicht, ohne Mangold Valet gesagt und einen sehnsüchtigen Blick nach Eschenhof hinüber geworfen zu haben.

Für einen mehrjährigen Aufenthalt zuerst auf dieser Akademie und unmittelbar darauf auf der Universität genügen einige Andeutungen.

Die weltbürgerliche und demokratische Weisheit des guten Fischers war zu wenig in klar bestimmte Formeln gefaßt, um den kunstreich zusammengefügten — sei es logischen, oder sophistischen — Gedankenketten wissenschaftlich gebildeter Lehrer in Albrechts Kopfe die Wage zu halten. Allerdings war sein eigenes Denken auf gleicher Bahn mit Mangolds Gedanken zusammengetroffen, hatte aber noch weniger festen Zusammenhang, als diese; noch viel mehr aber fehlte dem jungen Denker die Erfahrung und Lebensbeobachtung, welche dem älteren die Werkstücke zu seinem fast regellos, aber ziemlich fest aufgeführten Wissensbau geliefert hatte. Das Leben, aus welchem jeder wahrhaft Wissende persönlich geschöpft haben muß, hatte Ersterem

nur erst seine Vorhallen geöffnet und sollte ihm ganz andere Räume und Gestalten zeigen, als die von Mangold gekannten und geschilderten. Weit stärker und mannigfaltiger gefärbt, als letztere, und näher mit den in frühester Zeit von seinem Vater ihm eingeprägten Bildern verwandt, musten sie das empfängliche Gemüth erst übermächtig erfüllen, ehe es wieder entgegengesetzte aufnehmen und würdigen und die still reifende höhere Kraft der Erkenntniß und der Gesinnung zum Richter über beide anrufen konnte.

Unter den Lehrern an der Ritterakademie, deren allgemeine Färbung wir bereits bezeichneten, zog besonders Einer Albrechts Aufmerksamkeit und Neigung an und konnte nach einiger Zeit dem erfreuten Vater — für längere Zeit hinaus mit Recht — melden, daß er einen verwegenen Zweifler zum warmen Anhänger seines religiösen, geschichtlichen und socialen Glaubens umgewandelt habe. Dieser Lehrer war noch jung, und seine Phantasie stand in ihrer üppigsten Blüte. Obgleich bürgerlicher Herkunft, schwärmte er für das Rit-

terthum; Protestant, für den sinnberauschenden Bilderdienst, mit welchem die Rache des besiegten Roms einst die nordischen Sieger inficierte. Er gehörte zu jenen germanisch-christlichen Romantikern, welche den Grundcharakter des germanischen Volksthums und Glaubens verkennen, deßhalb seiner natürlichen Fortbildung entgegenwirken, und in dem Leichendufte längst zersetzter Stoffe den Veilchenduft eines neuen Weltfrühlings einzuathmen wähnen. Gleichwohl war dieser Mann, wie Mehrere seiner Geistesverwandten, begabt, kenntnißreich und beredt. Alle diese Schätze aber verschwendete er, um seine geliebten Idole auszuschmücken. Die dichterische Glut seiner Anschauung und Darstellung verhüllte deren Oberflächlichkeit und Einseitigkeit und den Mangel einer aus tiefstem Lebensgrunde heraus erwärmenden Ueberzeugung. Es ist begreiflich, daß lebensvolle Jugendgemüther von solchen Führern leicht fortgerissen werden und in schwelgerischer Frühreife ein täuschendes Kraftgefühl empfinden. Zu diesen gehörte auch Albrechts Gemüth.

Sein kurzer Aufenthalt auf der Hochschule gönnte seiner natürlichen Kraft keine Zeit, diese frisch mitgebrachten Eindrücke zu überwinden. Als er die Ritterakademie verließ, kam sein Vater seinem Besuche in der Heimat zuvor, indem er zu ihm reiste und ihn in die Universitätsstadt geleitete. Hätte er nun dort Muße gehabt, philosophische und geschichtliche Vorlesungen zu hören und zu durchdenken, so würde wahrscheinlich schon jetzt auf dem streitigen Gebiete sein erwachender Geist des Traumes Meister geworden sein. Aber dieses Gebiet blieb ganz unbeschritten, indem Albrechts ganze Zeit und Thätigkeit von zunächstliegenden praktischen Zwecken in Anspruch genommen wurde, ähnlich wie in jener kurzen Frist vor seinem Eintritte in die Ritterakademie und der denselben bedingenden Prüfung.

Jetzt galt es ihm nämlich, in möglichst kurzer Zeit die Befähigung für eine statistisch-diplomatische Fachprüfung zu erwerben, bei welcher die freieren Gebiete des Wissens nur einen ganz untergeordneten Raum einnahmen. Zum Wehrstande

hatte er keine Neigung, und auch sein Vater wünschte eine friedliche Laufbahn für ihn, um ihn in seinem zunehmenden Alter nahe und erreichbar zu haben. Zwar sah Graf Bodo im Hofdienste eine Erniedrigung des alten reichsunmitttelbaren Adels; aber sein Sohn sollte nur einen Theil seiner Jugend in dieser Stellung verleben und dann sein väterliches Erbe übernehmen. Nebenbei wuste Jener aus eigener Erfahrung, welch zweckmäßigen Zuschuß ein Ruhegehalt aus Staatsmitteln den Einkünften der Grafschaft Eschenburg gewährte, und hoffte es zu erleben, daß Albrecht einst die klingenden Ehren eines Gesandten- oder Präsidenten-Amtes mitheimbringe. Ein Zweifel an der Ehrenhaftigkeit dieses Einkommens aus dem Volksschatze kam ihm nicht in den Sinn.

Bis dahin aber wollte er den Sohn soviel möglich von Eschenburg entfernt halten, weil er die Rückkehr alter Eindrücke und die Nähe von Eschenhof für ihn fürchtete. Kaum hatte Albrecht seine Diplomatenprüfung glücklich bestanden, so war schon dafür gesorgt, daß er ohne Aufschub

Gesandtschaftsattaché an einem deutschen Hofe wurde. Der Zufall wollte, daß dieser Hof ein katholischer war.

In mancher Beziehung setzte sein Aufenthalt daselbst die Erziehung jenes Ritterlehrers fort. Unerfahren, lebhaft, geneigt zu dichterischer Verklärung der Dinge, wurde Albrecht plötzlich von dem zwiefach schwülen Dunstkreise des Hoflebens und der römischen Sinnenreligion umfangen. Seine durchaus nicht diplomatische, aber desto schönere und von mächtigem Lebensdrange gehobene Erscheinung erregte fast allenthalben Aufmerksamkeit, und besonders Frauen und Priester nahmen ihn zum Ziele ihrer Eroberungssucht. Das Gewissen dieser schönen und heiligen Nachsteller gestattete ihnen, außer dem Schönheitssinne und dem Idealismus des Neulings auch seine noch schlummernde Eitelkeit und Sinnenwärme in ihre Berechnung zu ziehen. Allmälig verbündeten sich Zwei derselben, Albrecht zu gewinnen, Jedes für

seinen Zweck selbstsüchtig zum Andern gesellt, jedoch bald die schwächere und bessere Seele unvermerkt der eigenen Leidenschaft und der kühlen Berechnung des Genossen unterthan.

Die junge Gräfin Hedwig Elbingen, eine der gefeiertesten Damen der Residenz M. und des dortigen Hofes, betrachtete anfangs den Ankömmling als eine interessante Seltenheit, die sie — wenn auch nur auf einige Zeit — für die Schatzkammer ihres Herzens oder eher ihrer Eitelkeit zu gewinnen wünschte. In diesen Wunsch mischte sich eine noch weniger lautere Nebenabsicht.

Ein Neffe des Landesherrn machte ihr seit Kurzem den Hof. Diese Bewerbung drohte ihrem Rufe Gefahr, wenn sie nicht ernst genug wurde, um ihrem Ehrgeize eine gesetzmäßige Verbindung in Aussicht zu stellen. Der Prinz hatte die Vortheile, welche sein Rang, sein nicht unschönes Aeußere und sein gewandtes Benehmen ihm verliehen, indem er ebenso zu imponieren, als sich einzuschmeicheln wuste, schon manchesmal in der Frauenwelt von M. geltend gemacht. In dieser

frivolen Welt vermehrte und erleichterte sein Siegerruf seine Siege, aber er fand in Hedwig eine Ausnahme. Sie mochte auf seiner Donjuansliste keine Stelle einnehmen, wenn nicht die letzte, die sie schloß.

Gelänge es ihr, — so dachte sie, indem sie ihr Spiel begann — Albrecht zum ernstlichen Nebenbuhler des Prinzen zu machen, so könnte sie nur gewinnen, wie auch das Spiel endigte. Sicher wurde des Prinzen Neigung auf die Probe gestellt. Entweder spornte ihn der Eifer des Wettlaufs zur ernsten Bewerbung, welche sie dann annehmen würde. Oder er trat vor dem Nebenbuhler zurück, welchem sie ihre Gunst früh und sichtbar genug bezeigen wollte, um Beiden, wie allen Zuschauern, ihre Wahl als eine freie, stolze und aus dem Herzen entsprungene darzustellen.

Und in der That pochte ihr Herz dieser zweiten Möglichkeit immer stärker entgegen. Ein Frauenherz ist selten so blasiert, daß es nicht die unbefleckte Jugendschönheit und Gefühlsfrische eines wahren Mannes als die mächtigste Zauberkraft

anerkennte, gegen welche die nur auf Genußsucht und Eitelkeit wirkenden Magnete matt und reizlos erscheinen. Und Hedwig war noch bei Weitem kein blasiertes Weib, sondern nur ein verwöhntes Mädchen, das bisher nur Kampfspiele keinen Kampf, des Herzens bestanden hatte, und jetzt zum ersten Male ahnen sollte, daß der blendende Irrlichterschein um es her vor einem einzigen himmlischen Sonnenstrahle in sein wüstes Nichts versinken könnte.

Anfangs wog ihre Eitelkeit noch ab, um welchen Besitz sie am Meisten beneidet werden würde: um den des Prinzen, oder den des Diplomaten, welchem geniale Staatskunst eine Mission an die Herzen anvertraut zu haben schien. Aber selbst die Stimme dieser Erbsünde schwieg endlich, und Hedwig schauderte nach einer Frist, welche sie häufiger und näher mit Albrecht zusammengeführt hatte, vor dem Bewustsein zurück: daß sie diesen Edelstein zum Spielwerke und gar zum zweideutigen Talisman für andere Zwecke hatte gewinnen wollen. Hatte sie erst mehr nur

gewünscht, geliebt zu werden, so beglückte es sie jetzt auch und noch mehr, selbst zu lieben. In gleichem Maße erwuchs freilich auch der erste Wunsch zur unerläßlichen Lebensfrage; und das Spiel der Gefallsucht wandelte sich in eine glühende Leidenschaft, die Leib und Seele an die Erreichung ihres Zieles setzen wollte.

Sie konnte und wollte diese dem Prinzen nicht verhehlen, der alsbald seine Bewerbung aufgab, den tiefsten Verdruß mit spöttischem Glückwunsche verdeckend. Der Mann, dessen Besitz noch vor Kurzem das Ziel ihrer Pläne gewesen war, war ihr jetzt nur noch ein kaum bemerkter, vor der leuchtenden Gestalt des Geliebten fliehender Schatten.

Kein sichtbarer Gegner, keine Nebenbuhlerin trat zwischen sie und den Geliebten, der nach wenigen Wochen bereits jene Schwüre mit ihr ausgetauscht hatte, welche, nach Platons furchtbar weisem Spruche, Zeus zu verlachen pflegt. Albrechts Leidenschaft war so rasch mit der ihren

erwachsen, daß sie kaum eine erwiedernde heißen konnte. Aber wenn ihr auch Niemand diesen Alleinbesitz des Geliebten streitig machte, so stand doch eine unheimliche Gestalt neben ihr, welche einen Antheil anderer Art an der Beute forderte.

Pater Valerius war ihr Beichtvater, seit sie als elternlose Waise unter der nur äußerlichen und sehr nachgiebigen Leitung eines Vormundes in der Residenz lebte. Er war einst der halbe Vertraute ihres auf den Prinzen gerichteten Planes und nachher der ganze ihrer Liebe zu Albrecht geworden; und Was sie ihm nicht — weil sich selbst nicht — beichtete, errieth sein seelenkundiger Blick. Er war den Bewerbungen des Prinzen nicht abhold gewesen, weil ihr Gelingen — in welcher Form der Verbindung, kümmerte ihn wenig — auch seinen Einfluß erweitern mußte. Hedwigs Wandelung überraschte ihn durch ihre Schnelligkeit und Kraftfülle; doch indem er sich besinnen wollte, ob seine Macht über Hedwig hinreiche, sie auf den verlassenen Weg zurückzuführen, erblickte er mit ihrer neuen Richtung eine

gleiche und vielverheißende für die Hauptbestrebungen seines eigenen Lebens und Berufes verbunden.

Sein Beruf! Das war die höchste seiner Instanzen, deren entsündigende Gewalt alle zu seinem Zwecke führenden Mittel heiligte, und wenn sie auch vor jedem andern Richterstuhle als unheilig, ungerecht, unmenschlich dastanden. Dieser Hauptzweck seines Strebens war die Herrschaft seiner Kirche, zu deren unablösbaren Gliedern und Rechtsverwaltern er selbst gehörte, ihre Förderung die erste und letzte Pflicht seines Berufes. Er hatte sie erfüllt als Mönch und entsagender Askete; um sie zu erfüllen, hatte er später nach weltlicher Ehre und Lust gestrebt, aber die Befriedigung seiner natürlichen Begierden galt ihm nur als eine Gunst des Zufalls, die er mit in den Kauf nehmen durfte. Durch Einklang und Mißklang der Liebe und des Hasses, der Wollust und der Entsagung, des Segnens und Verdammens hindurch klang ihm stets der alle Stimmen — auch die klagenden und an-

klagenden Weherufe — beherrschende Geisterchoral „Ad majorem Dei gloriam!“

Die Kirche hat ihren alten Netzwurf nach Menschenseelen mit dem Eifer der Verzweiflung wiederbegonnen, seit ihre Götterdämmerung angebrochen ist und ihre geträumte Ewigkeit vor einer neuen Zeit erbebt. Wie mancher arme Proletarier und Hospitalgast wird in seinem letzten Stündlein von werbenden, betenden und fluchdrohenden Priesterlippen zu Tode gequält! Hier aber war es keine gemeine Seele, sondern die eines begabten, in der Gesellschaft hochgestellten und vielleicht zu einflußreicher Wirksamkeit berufenen Jünglings, deren Fang die Vorsehung dem apostolischen Menschenfischer verhieß. Und dieser Fang sollte der Kirche nicht erst in ihrer jenseitigen Domäne zu Gute kommen, sondern hoffentlich noch ein fruchtbares und folgenreiches Menschenalter hindurch auf Erden. Auch knüpfte ein menschenfreundliches Walten des unsichtbaren Kirchenhauptes an diesen Gewinn nicht, wie sonst so oft, Seufzer der Entsagung und Stöhnen des

Todeskampfes, sondern das lustvolle Flüstern erhörter Liebe, den Genuß und Glanz eines reichen Lebens.

Gründe genug für Valerius, auf beiden Seiten die Glut zu schüren! Bald war er Albrechts täglicher Gesellschafter und diesem werth geworden. Er verhehlte seiner Beichttochter nicht die Hoffnung, in Jenem ein Glied der Kirche zu gewinnen, sondern verklärte ihr ihre Liebe gerade durch die heilbringende Macht, welche sie auf den Glauben des Geliebten ausüben werde. Nicht etwa, daß er diese Liebe an sich zu veredeln, zu vergeistigen gestrebt hätte; vielmehr je berauschender und begehrlicher Beider Leidenschaft wurde, desto sicherer waren sie seiner Lenkung anheimgegeben.

Er verschmähte es nicht, für seinen letzten Zweck auch der Briefträger des Liebespaars und der Thürhüter ihrer geheimen Zusammenkünfte zu werden. Je fester und ernster dieser Liebesbund wurde, desto nothwendiger erschien für eine Zeit lange das Geheimhalten seiner Entwickelung, bis

sie mit vollendeten Thatsachen hervortreten könnte: mit einer gesetzlich im Stillen vollzogenen Vermählung, welcher, wie Valerius hoffte, die „Rückkehr Albrechts zur katholischen Kirche" unmittelbar nach Umständen vorangehn oder folgen sollte.

Ersterer wies die Liebenden auf die Nothwendigkeit hin, ihr Glück vor der Mißgunst des Prinzen zu verbergen, ja vor dem Neide der Welt überhaupt, solange diese seine Vollendung stören könnte. Er machte es ihnen glaublich, daß einerseits Albrechts Vater und der strengprotestantische Fürst seines Vaterlandes ihn schleunig zurückberufen, anderseits Hedwigs Vormund und Verwandte ihre Entfernung veranlassen würden, indem beide Theile durch diese Verbindung die Glaubenstreue ihrer Angehörigen gefährdet glauben müsten. Er deutete dabei erst noch vorsichtig und forschend Albrecht seine Hoffnung an, daß ein zwiefach heiliges und unzerreißliches Band sich um ihn und Hedwig schlingen werde, und behielt dabei im Gegensatze zu den Parteien auf beiden Seiten den Vorzug liebevoller Duldung,

die das Recht der Herzen nicht despotisch dem Gebote des Glaubens unterordnete. Ihm selbst aber— und diesen Grund durfte er auch bei Hedwig geltend machen — war vorzüglich daran gelegen, daß das fromme Bekehrungswerk in tiefster Stille reife, damit es weder durch rein äußerliches Dazwischentreten, noch durch feindliche Einwirkungen auf Albrechts Geist vereitelt werde.

Er wurde in einem ausgedehnteren Sinne der Vertraute und Leiter Albrechts, wie er es längst für Hedwig war. Bald als lächelnder Freund, bald als weltkundiger Rathgeber, bald als Verwalter übermenschlicher Geheimnisse war er Jenes Wegweiser in einem von mannigfaltigen Lichtern und Düften erfüllten Labyrinthe. Von leisem, rosigem Schimmer und Hauche erfüllt war das Heiligthum der Liebe, an dessen Pförtchen der verschwiegene Guardian stand; von Weihrauchwolken und magischem Spiele des gedämpften Tageslichtes mit blendendem Kerzenglanze die Tempelhalle, in welche Albrecht dem priesterlichen Freunde folgte; und wiederum flüsterte ihm der

erfahrene Mann Rath und Warnung zu, wann der farbenreiche Glanz und die schwere parfumierte Luft der Gesellschaftssäle seine Sinne befiengen.

Aber nach einiger Zeit geschah es manchmal, daß diese ganze Atmosphäre sich mit schmerzendem Drucke auf Albrechts Augen und Brust lagerte, und daß er, beständig zwischen Aufregung und Erschlaffung hin und her getrieben, Licht und Luft statt ihrer Surrogate herbeisehnte. Immer häufiger schwebte an dumpfen, späten Abenden schwüler Tage das erquickende Bild eines frischen Sommermorgens an ihm vorüber und zeigte ihm den weitgespannten Himmel über der klaren Fläche des heimatlichen Sees, die eigene Gestalt über diesen hinschiffend und am Ufer drüben die liebliche eines schönen Kindes winkend.

Endlich erwachte er völlig aus den berauschenden, betäubenden Träumen.

Die ersten prüfenden Blicke des Erwachenden waren auf Valerius gerichtet. Sobald er die Hand des Begleiters losließ, dem er bisher

mit halbgeschlossenen Augen überallhin gefolgt war, stand ihm dieser plötzlich in deutlichen Umrissen gegenüber, und zugleich fielen scharfe Morgenlichter auf seine eigene Gestalt und eine längere Strecke seines Lebensweges vor seiner Ankunft in M., die er jetzt wie im Spiegel sah. Seine gesunde Sehkraft, einmal erwacht, richtete sich gegen alle Irionswolken, die er seit dem Beginne seiner Wanderzeit umarmt hatte.

Weit schneller, als sie entstanden waren, zerflogen diese in graue Nebel, die aber noch eine gute Weile den Tag verdüsterten. Schade um die schönen Farben und Formen der Romantik, deren Verschwimmen Erde und Himmel zu veröden drohte, wenn die Kraft, die sie aufgelöst hatte, nicht ausreichte, den entzauberten Augen den Lebensreichthum der wahren Welt zu erschließen! Wann die hohen Wölbungen der Dome und der Rittersäle bersten, und vor dem hereindringenden Sonnenlichte die heiligen und edelen Gestalten darinn hier zu moderndenResten entgötterter Menschen und zerfallener Golems, dort zu leeren Ritter-

rüstungen der Alterthümerkammer werden: dann muß der Mensch der Gegenwart sich seines eigenen göttlichen und adeligen Wesens vollbewust werden, um ohne Reue an den Bilderschatz der alten Zeit zu denken, den er für die neue als Kaufpreis hingegeben hat. —

Albrechts Mißtrauen gegen seine eigene bisherige Schwäche und Verblendung erstreckte sich schnell und selbst über Gebühr auf Alles, was ihn näher berührt hatte. Mit der Religion der Geliebten wurde ihm auch ihre Liebe zum trügerisch vergeistigten Gaukelwerke der Sinne, und der erwiedernde Schlag seines eigenen Herzens zur bloßen heißen Strömung des Blutes. In noch weit trüberem Scheine stand ihm Hedwig da, als er jetzt, wo er Valerius ganzes Verfahren aus seinem Bekehrungsplane herleitete, ihre unbedingte Unterordnung unter diesen bedachte. War sie Dessen willenloses Werkzeug, so muste er sie bedauern und zugleich verachten; aber hassen, wenn sie seine bewuste Mithelferin war und mit dem Scheine der eigenen Hingebung an

die Macht der Liebe die wirkliche des schwächeren Mannes gewonnen hatte. Der Vorwurf der Schwäche, den er sich selbst machte, wurde zum bitteren gegen die Benutzer dieser Schwäche.

Valerius und Hedwig, Letztere am Spätesten, hatten zwar die Vorboten seiner Umwandlung bemerkt, wurden aber durch den plötzlichen und heftigen Ausbruch derselben im ersten Augenblick fassungslos betroffen. Im Grunde hatten sie selbst diese schnellere Entwickelung herbeigeführt, indem sie die ersten Bewegungen des Erwachenden und Zweifelnden durch eine verstärkte Dosis der alten Zaubertränke: der Glaubens- und Liebes-Seligkeit, zu beschwichtigen gesucht hatten.

Albrecht machte seinem zornigen Herzen in Beider Gegenwart Luft, ohne daß sie längere Zeit hindurch ihn zu unterbrechen wagten. Als er jedoch Hedwig vorwarf, ihre Liebe sei ein berechnetes Spiel gewesen, warf sie sich im leidenschaftlichsten Schmerze zu seinen Füßen und beschwor ihn, sie nicht so schrecklich zu verkennen, so daß er hier unmöglich an eine fortgesetzte Verstellung glauben konnte und

ihr diesen Vorwurf abbat. Aber da sie nun mit weinenden Augen die Arme nach ihm ausbreitete, und er die Liebe in seinem Herzen so erstorben fühlte, daß er die schöne Flehende nicht täuschen und nur mitleidig ihre Hand fassen durfte und mochte: da wandte er seinen ganzen Grimm auf Valerius, der in einer, ihm seltenen, Verlegenheit schweigend dabei stand.

„Priester!“ rief Albrecht ihm zu, „wir sind nun beide unglücklich, und wozu? Was hast du damit gewonnen? Aber Gleichviel! Dir und deiner Kirche hat unser Seelenheil nur Werth, sofern wir es von euch abhängig machen und uns ohne eigenes Gewissen durch eure leichtfertige Moral binden und lösen lassen, je nachdem dieß euren Zwecken dient.“

Er wollte nach diesen Worten hinausstürzen, wandte sich aber in der Thüre noch einmal um und sah Hedwig bleich auf ein Sopha gesunken, den Priester aber mit einer Miene dastehn, in welcher finstere Wuth an die Stelle der früheren Verlegenheit getreten war. Albrecht begegnete seinem Blicke mit einem kaum milderen und faßte

noch einmal Hedwigs Hand mit den Worten: „Armes Kind, rette dich vor dem Versucher, und wenn du es über dich gewinnen kannst, in mir nicht mehr den Geliebten, aber den thätigen Freund zu sehen, so rufe mich zu Hülfe, wo deine Kraft nicht zur Selbstbefreiung ausreicht!"

Hedwig aber riß ihre Hand aus der seinen und klammerte sich an den Priester. „Ich verzeihe dir", rief sie, „daß du mich verläßst und meine Liebe verkennst; aber mein Gott würde mir zürnen, wenn ich dir vergäbe, seine Kirche geschmäht zu haben. Du bist ein ewig Verlorener!"

Albrecht sagte nun langsam und eindringlich zu ihr: „Ich bin ein Geretteter, und wiederhole dir mein Versprechen, das du jetzt zurückstößst. So lange und wo immer ich lebe, werde ich dir zu Hülfe kommen, wenn du mich rufst." Damit schied er.

Von diesem Tage an war Valerius Albrechts Todfeind, sann aber nicht sowohl auf Rachepläne, als auf Wiedergewinnung einer früher verlassenen Richtung, in welcher er Hedwigs Ergebenheit für

seine Zwecke zu benutzen hoffte. Er wollte suchen, ihre Aufmerksamkeit dem Prinzen wieder zuzuwenden, dessen Beobachtung er über seinen bisherigen Bestrebungen nie ganz versäumt hatte. Er beurtheilte den Prinzen richtig, indem er annahm, daß dessen Leidenschaften nur durch Sättigung, nicht durch Hemmung oder Ablehnung, zu erlöschen pflegten. Ebenso richtig vermuthete er, daß Jenem zwar nicht Hedwigs Liebe zu Albrecht, wohl aber ihr geheimer Umgang mit diesem und noch mehr sein eigener Antheil daran verborgen geblieben sei. Dagegen fand er es wohlgerathen, Niemanden, am Wenigsten dem Prinzen, den religiösen Hauptgrund zu verhehlen, welcher ihn mit Albrecht zusammengeführt und jetzt von ihm getrennt hatte.

Hedwig liebte Albrecht zu sehr, um ihm nicht seine Abwendung von ihr und seinen Rückfall in die Ketzerei, wie sie es nannte, zu verzeihen, wenn er zu ihr, und selbst wenn nicht zugleich zur Kirche, zurückkehren würde. Und daß dieß geschehen werde, hoffte sie schon am Tage nach

der Trennung; nur Das wuste sie noch nicht, wieweit und auf welchem Wege sie selbst dazu mitzuwirken habe.

Ihr Gewissensrath, dem keine Regung ihres Herzens verborgen blieb, wuste alsbald auch hierfür Rath. Er theilte ihre Hoffnung keineswegs, aber er sah ein, daß er sie nicht mit Einem Male ausrotten dürfe, wenn sich das allzu jäh enttäuschte Herz nicht krampfhaft jedem andern Eindrucke verschließen sollte; und daß er vielmehr, zum Theile wenigstens, an diese Hoffnung selbst den Anfang des neuen Spiels knüpfen müsse, das er mit Hedwigs Person trieb.

Da sie ihm in jeder Stunde zur Beichte saß, so zergliederte sein forschender Blick, was in wogendem Gemische ihren Busen erfüllte: gekränkte Liebe und Eitelkeit — angeregte, aber unbefriedigte Sinnlichkeit — darneben der Silberblick einer höheren und reineren Liebe, deren weiteres Erwachsen sie selbst als Entsagende zu dem geliebten hülfbereiten Manne hinführen und der priesterlichen Leitung entziehen konnte.

Schon hatte Valerius eine Unterredung mit dem Prinzen gehabt, und dieser näherte sich alsbald wieder der bisher Gemiedenen mit einem Verlangen, in welches sich stachelnde Wünsche mischten: einen, wie er glaubte, nur in vorübergehender Siegerlaune zur Seite getretenen Nebenbuhler zu demüthigen, und die Wiedergewonnene für ihr Entweichen zu strafen, indem er sie völlig zu seinem Opfer weihte und von sich abhängig machte.

Valerius hatte ihn ungefähr Folgendes errathen lassen: In Hedwigs Seele habe geheime Neigung zu ihm mit der Ungewißheit seiner Absichten und der Scheue vor dem Urtheil der Welt gekämpft. Eine Erlösung aus diesen Kämpfen habe ihr Graf Eschenburgs Bewerbung gezeigt, die allmälig ihr Herz nicht unberührt gelassen und zu der Hoffnung auf eine glückliche und ehrenhafte Zukunft auch die höhere gefügt habe: der Kirche eine Seele zu gewinnen. Aber Eschenburgs Persönlichkeit sei nicht im Stande gewesen, des Prinzen Bild ganz aus ihrem Herzen

zu verdrängen, und sein Unglaube, ja sein Frevel gegen die heilige Kirche habe sie vollends dem Bewerber entfremdet, der ohne Zweifel dennoch fortwährend an seine Allmacht über sie glaube.

Noch leichter wurde es Valerius, Hedwigs Gedankengang dahin zu lenken: daß sie ihre scheinbare und innerhalb gewisser Grenzen, in welchen sie sich sicher glaubte, wirkliche Nachgiebigkeit gegen den Prinzen Albrecht durch die Pein der Eifersucht gewiß verdientermaßen strafen und hoffentlich zu ihr zurückführen werde. „Der stolze Mann," sagte sie mit einem Lächeln aus früheren Tagen zu sich selbst, „er soll empfinden, daß er mich für immer verlieren kann."

Eine Zeit lange nach jenem Vorgange war sie der Gesellschaft unsichtbar und ließ sich bei Hofe krank melden, nicht ganz ohne Grund. Anfangs hatte nur ihr Beichtvater freien Zutritt zu ihr. Albrecht war erschüttert, als er hörte, sie sei sehr leidend, und fragte nach einigen Tagen persönlich in ihrem Hause vor. Sie ließ

ihm durch ihre Kammerfrau sagen: sie habe an einem Herzkrampfe gelitten, sei aber wieder in der Genesung. Die Kammerfrau bejahte seine Frage, ob sie wieder außer Bette sei. Er stand nicht an, um die Erlaubniß eines Besuchs zu bitten. In sein natürliches Mitgefühl mischte sich der schmerzliche Gedanke, daß sie um und durch ihn leide, und daß der schwache Mann die Schwächen des Weibes mitverschulde. Indessen blieben seine Empfindungen und Vorsätze wesentlich die selben, wie in jener Trennungsstunde; er hoffte, die Leidende auf anderem Wege zu versöhnen und aufzurichten, als durch reuig wiederkehrende Liebe.

Hedwig triumphierte innerlich bei seiner Meldung, wies sie aber — für dießmal, dachte sie — ab, indem sie „bis jetzt nur ihren geistlichen Freund empfange.“ Albrecht gieng weg, tiefer durch diesen Zusatz, als durch die Abweisung an sich bekümmert.

Am folgenden Tage war er erst unschlüssig, ob er nach ihrem Befinden fragen lassen, oder

wieder selbst hingehn solle. Sein Gefühl entschied für Letzteres. Indem er mit der Kammerfrau sprach, die zwar noch keine bestimmte Weisung in Bezug auf ihn hatte, ihm aber wiederum sagte, daß Hedwig noch keinen männlichen Besuch außer Valerius angenommen habe, trat dieser ein, gieng mit vieldeutigem Lächeln grüßend an ihm vorüber und unangemeldet weiter nach Hedwigs Zimmern. Albrecht gieng zurück, ohne um Vorlassung gebeten zu haben.

Einige Tage ließ er nun nach Hedwigs Befinden fragen und erhielt die wiederholte Antwort: sie danke seiner Theilnahme und werde bald völlig genesen sein, jedoch ohne einen seinen Besuch betreffenden Zusatz. Er ehrte diese Zurückhaltung und schrieb an Hedwig: „Haben wir uns Beide getäuscht, Jedes sich selbst und das Andere? Kann Liebe sich in Freundschaft verwandeln, um die Wunden zu heilen, die sie selbst schlug? darf ich kommen, um mich ganz aufrichtig und ruhig auszusprechen, von keinem Zeugen gestört, am Wenigsten von jenem Menschen, der

unsere Täuschungen und Enttäuschungen mehr verschuldete, als wir selbst?"

Hedwig las das Billet mehrmals und wog es gleichsam in der Hand. „Er verläßt mich nicht" sagte sie unbefriedigt, „um einer Andern willen, aber er verläßt die Liebe für eine Freundschaft, die ich noch dankbar hinnehmen und erwiedern soll! Sein Herz mag kühl und stark genug sein zu diesem Wechsel, aber niemals kann die verschmähte Liebe eines Weibes zur Freundschaft gegen den Verschmähenden werden! — Er klagt die Liebe an, sich selbst aber nur mit mir. Ist er zu ungerecht gegen mich, oder nur zu stolz, um meine Vergebung zu erbitten? Werde ich stark genug sein, um gegen die Beredtsamkeit seiner Lippen und seiner Augen das Recht meiner Liebe und meinen Glauben zu wahren, wenn er meine Treue gegen diesen zum Opfer und zum Preise seiner Treue gegen mich verlangt?"

So schwankte sie zwischen Glauben und Unglauben an Albrechts Liebe hin und her, schrieb mehrere Antworten und zerriß sie wieder. Ueber

diesem Geschäfte fand sie ihr böser Genius, Valerius, und brachte ihr die Bitte des Prinzen, sich persönlich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. „Ich wünsche Ihnen Glück," sagte er scherzend und Albrechts Briefchen aus ihrer widerstrebenden Hand nehmend, „Sie haben jetzt Grafen und Fürsten zu Ihren Füßen."

Sie schwieg, während er jene Zeilen las. Das Lächeln auf seinen Lippen wurde nur durch ein leichtes Zucken unterbrochen, als er zum Schlusse kam. „Und nun?" fragte er. „Albrecht mag kommen," antwortete sie rasch. „Meine Tochter," sagte er langsam dagegen, und kein Vater konnte inniger zu seinem liebsten Kinde reden, „ich habe deiner Liebe nachgegeben, weil sie im Bunde mit deinem Glauben dein und sein Glück begründen sollte. Wie aber, wenn sie stärker wäre, als dein Glauben, und endlich gar eine kühle Freundschaft zum Ersatze des verlorenen Himmels fände?"

So stellte er ihr ihre eigenen tiefsten Zweifel in drohender Deutlichkeit vor Augen. „Ja,"

sagte sie nach einigem Bedenken, „ich muß seine Liebe stärker prüfen, um mich zu sichern. Der Prinz mag kommen, und Albrecht mag kommen, aber Sie, mein Vater, sollen mir zum Schutze gegen Beide zur Seite bleiben."

Valerius diktierte ihr die Antwort an Albrecht in die Feder: „Ich werde die Stunde willkommen heißen, in welcher Sie mir sagen, daß Sie mich und unsern Freund Valerius schwer verkannt und gekränkt haben."

Aber diese Stunde kam nicht. Hedwigs Antwort an sich schon benahm Albrecht die Hoffnung, sich ihr verständlich zu machen, geschweige denn, sie ihrem dämonischen Führer zu entziehen. Dazu erfuhr er auch bald, daß sie am selben Tage einen Besuch des Prinzen angenommen habe. Er ließ nur noch einmal in üblicher Form nach ihrem Befinden fragen und erhielt die Antwort, daß sie genesen sei.

Eine Woche etwa gieng hin, während welcher sie seinen Besuch umsonst erwartete, in dieser Erwartung den des Prinzen einmal ablehnte,

dann aber wieder annahm, und endlich von Neuem bei Hofe erschien.

Albrecht hielt sich in tiefer Verstimmung fast immer zu Hause, stellte eine scharfe Prüfung seines ganzen bisherigen inneren und äußeren Lebens an und hieng den traurigsten Ahnungen über Hedwigs Zukunft nach, ohne die Anklagen gegen sich selbst zu sparen, jedoch auch, ohne im Allgemeinen sein letztes Thun und Lassen zu bereuen. Er sah Hedwig als des Priesters und des Prinzen Beute, und war voll Mitleids für sie, voll Erbitterung gegen Jene. Aber zu diesen Empfindungen gesellte sich kein Schmerz der eigenen Liebe, der Sehnsucht nach dem entflohenen Traumglücke, kein Groll der Eifersucht. Gewiß hätte er diese Regungen nicht so glücklich von sich abgewiesen, wenn er Hedwigs Wesen ganz erkannt und gewust hätte, daß sie ihn ja einmal mit allen Kräften und Schwächen ihres Herzens geliebt hatte.

Zum ersten Male sah er sie auf einem Hofballe wieder. Sie strahlte nicht in dem alten

Siegesglanze ihrer Reize, aber ein neuer schwermüthiger Zug um Mund und Augen und die Blässe auf den sonst so rosigen Wangen verschönerten sie und riefen Albrechts ganze Theilnahme wach. Sie hatte gelitten, sie litt noch, sie war noch nicht gesunken und verloren, ob sie gleich so eben in einer isolirten Nische neben dem Prinzen saß und dessen leise und eifrig gesprochenen Worten lauschte! Albrecht glaubte zu bemerken, daß mitten in diesem Gespräche ihre Augen unruhig durch den Saal schweiften und, als sie ihn fanden, sich erwartungsvoll auf ihn hefteten.

Aber auch der Prinz machte diese Bemerkung und zog sich zurück, um die Beiden sicherer aus einiger Entfernung zu beobachten.

Nach Kurzem trat Albrecht zu Hedwig und wünschte ihr laut zu ihrer Genesung Glück. Ihr Blick und der Ton ihrer Rede waren weit wärmer, als er erwartet hatte. Sie dankte ihm, ebenfalls den etwa Horchenden vernehmlich, setzte aber leise hinzu: „Wünschen und bringen Sie mir kein anderes Glück?“.

„Kann ich Ihnen noch Glück bringen?“ fragte er ebenso leise und mit traurigem Ausdrucke; „haben Sie nicht bereits entschieden, daß unsere Wege auseinander gehn?“

„Nicht ich habe dieß entschieden,“ antwortete sie erregt und erröthend, „sondern S i e sprachen in ungerechtem Wahne und Zorne das Wort der Trennung aus, und ich war leider bis heute nicht stark und stolz genug, um das übermüthige Spiel zurückzuweisen, das Sie noch mit meinem Herzen treiben.“

Diese Worte klangen so aufrichtig, daß Albrecht betroffen fragte: „Ist es möglich, daß Sie meinen Vorwurf gegen Sie ernstlich umkehren? Vergeben Sie mir, wenn ich in jener Stunde zu heftig und hart wurde; vergessen Sie aber auch nicht, daß ich Ihnen damals hülfreiche Freundschaft gelobte, und glauben Sie mir, daß ich mein Leben an dieses Gelübde setzen werde.“

„Nein,“ sagte sie bitter, und Thränen des Unmuths traten in ihre Augen, „ich will nicht

vergessen, daß Sie mich beraubten und mir dann ein Almosen boten."

„Ist meine Freundschaft so wenig werth?" entgegnete er, begriff aber in diesem Augenblicke wirklich, wie geringen Werth einem Frauenherzen die Freundschaft eines Mannes haben muß, der ihm seine Liebe entzieht, ja, wie es in solchem Anerbieten eine Verhöhnung der eigenen Hingebung finden kann.

Hedwig ließ ihn kaum diesen Gedanken ausdenken und antwortete: „Ja, ich verschmähe diese Freundschaft, die meine Liebe und meinen Glauben verachtet — meinen Glauben, der unter sicherer Hut steht, und meine Liebe, für welche ich besseren und treueren Dank gewinnen kann!" Ihre Augen blitzten zornig und wandten sich bei den letzten Worten nach der Seite hin, auf welcher der Prinz bisher gestanden hatte und zuletzt horchend wieder näher gerückt war.

Jetzt trat dieser mit einer raschen Bewegung ganz nahe heran und sagte mit wegwerfender Miene ziemlich laut: „Quel bruit —" Er vollendete das Sprüchwort nicht und fuhr statt des-

sen fort: „Wird hier ein neuer Sargino mit Variationen in Scene gesetzt? Und Sie, meine theuerste Gräfin, wagen ihre delikate Gesundheit daran, einem widerspenstigen Zögling der Liebe seine Rolle einzustudieren?"

Hedwig erschrack über diese Anrede und ihre nahenden Folgen, da sie Albrechts Augen aufflammen sah, und konnte sich nicht enthalten, innerlich für ihn Partei zu nehmen, ob sie ihm gleich eine Demüthigung gönnte.

„Niemand hat das Recht", sagte er mit gedämpfter, aber fester Stimme zu dem Prinzen, „hier die Rollen zu censieren, als die Betheiligten selbst, und jeder Zudringliche darf gewiß sein, daß der Zögling der Liebe bereits seine Lehrjahre bestanden hat und das Schwert zu führen weiß."

Der Prinz fiel aus seiner eigenen Rolle und sagte zornbleich: „Ein Diplomatenlehrling, der seine Stellung vergißt, kann mich nicht beleidigen."

Albrecht erwiederte in ernster Fassung: „In der That tauge ich nicht zum Diplomaten. Aber ich will Ew. Hoheit meine Stellung als Mann

und als Glied eines dem Ihren mindestens gleich alten Hauses in jeder beliebigen Weise bekräftigen. Damit Nichts im Wege stehe, gebe ich hiermit meinen Posten in der Gesandtschaft auf."

Er verbeugte sich kaltblütig vor dem Prinzen, sagte Hedwig ein weich, aber wie Abschied auf immer, klingendes Lebewohl, uud entfernte sich vom Balle.

Am folgenden Morgen nahm er seine Entlassung bei dem Gesandten, indem er ihm den Beweggrund und, soviel nöthig, Was damit zusammenhieng, angab. Hierauf sandte er seinem Vater einige Zeilen mit flüchtigen Umrissen des Geschehenen und des vermuthlich Bevorstehenden.

Den Tag über erwartete er vergeblich eine Erklärung oder Herausforderung des Prinzen, der nicht ritterlich genug war, um sein verweichlichtes Leben auszusetzen. Gegen Abend erfuhr er: Hedwig sei nach ihrem Schlosse Elbingen verreist, und der Prinz habe mit seinem Adjutanten in einem Reisewagen die Stadt verlassen, zwar in einer jenem Wege entgegengesetzten Richtung,

aber wahrscheinlich — wie schon die Dienerschaft sich zuraunte — um später nach einem in der Nähe von Elbingen gelegenen Jagdschlosse abzubiegen.

Am zweiten Morgen machte Albrecht die unumgänglichsten Abschiedsbesuche und reiste darauf nach der lange nicht besuchten Heimat ab.

Kurz vor seiner Person war sein Brief dort angekommen und hatte seinem Vater nicht geringe Sorgen gemacht. Um so froher schloß dieser jetzt den blühenden, unverletzten Sohn in die Arme. Seine erste Frage an diesen galt jenem kleinen Felde der sogenannten Ehre, dessen Gottesgerichte im 19. Jahrhundert einer gebildeteren Nachwelt fast noch wunderlicher erscheinen werden, als die Massenkämpfe auf dem großen.

Albrecht berichtete seinem Vater offen und unparteiisch sein Leben und Lieben in M. und beklagte nur tief, daß seine zu spät erwachte Kraft nicht hingereicht habe, ein noch schwächeres Wesen

aus den umgarnenden Täuschungen zu retten. Sein Vater gab ihm zwar mit Freuden das Lob, ehrenhaft, sittlich und glaubensfest jene Versuchungen bestanden zu haben, und entschuldigte seine schwachen Stunden mehr, als er selbst; erfuhr aber mit stiller Betrübniß schon aus dieser ersten Unterredung, daß Albrecht das einmal begonnene Werk der auflösenden Prüfung viel weiter ausdehne, als auf die Täuschungen des Herzens und des religiösen Glaubens, und daß er mit diesen auch die von der Ritterakademie einst aufgenommenen Eindrücke und Lebensansichten in gleiche Reihe stelle.

Albrecht sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Was einst schon den gesunden Augen des Knaben stückweise deutlich war, den traumbelasteten des Jünglings aber wieder verschwand, hoffe ich als Mann immer mehr in seinem großen Zusammenhange zu erkennen: das wirkliche Leben mit seinen Pflichten, das natürliche Erwachsen einer Zeit aus der andern."

Sein Vater antwortete darauf: „Lieber Junge,

Was du mir da so pathetisch vorträgst, meinst du ohne Zweifel ehrlich. Ich besorge aber, wenn du wirklich so lange als Jüngling geträumt hast, so bist du noch nicht lange Zeit genug Mann, um aus allen Träumen heraus zu sein, wenn sie auch jetzt anders aussehen, als die alten. Und daß du die Stücke aus deiner Knabenzeit zu einem neuen Ganzen zusammenleimen willst, kommt dir wohl nur in den Sinn, weil du die Umgebungen deiner Kindheit zum ersten Male seit lange wieder siehst."

Albrecht fiel zwar aus seinem Pathos und gestand mit Lachen, daß er sich zum Theile getroffen fühle; aber sein Vater dachte sogleich auf eine neue Entfernung des kaum Angekommenen von dem gefährlichen Boden der Heimat, ob er sich gleich auch nicht verhehlte: daß seit der jüngst eingetretenen Julirevolution in Frankreich kein Ort vor dem Eindringen der verwünschten Zeitideen sicher sei.

Zunächst reiste er mit seinem Sohne auf einige Tage in die Residenz, um ihn dem Lan-

desfürsten persönlich zu empfehlen. In diesem, einem verständigen, heiteren Manne und eifrigen Antipapisten, fand Albrecht einen geneigten Zuhörer für die Erzählung seiner Abentheuer in M., bei welcher er seine Beziehungen zu Valerius und dem Prinzen in den Vordergrund stellte.

Die Reise hatte überhaupt den gehofften Erfolg. Der Fürst versprach Albrecht eine Stelle in seiner näheren Umgebung, die er im nächsten Frühjahre antreten sollte. Letzterer wollte nun den kleinen Rest der schönen Jahreszeit und den Winter bei seinem Vater zubringen und zur Nachholung versäumter oder vergessener kameraler und nationalökonomischer Studien verwenden.

Theils diese Studien selbst, theils die frische Luftströmung der Gegenwart, welcher der junge Mann jetzt mehr, als je zuvor, seine Brust öffnete, richteten seine Aufmerksamkeit auf die früher fast ganz übersehenen Zustände der Heimat und zunächst des Familienbesitzthums, dessen Verwaltung er in nicht ferner Zeit mit seinem Vater theilen sollte. Stoff zu Umbildungen und Verbesserungen

bot sich in Menge dar: in der Verwaltung der Feldgüter und Forste, im Haushalte des kleinen Grafenhofes und seines Personals, in den Einrichtungen und Baubedürfnissen des Schlosses selbst und endlich, nicht am Wenigsten, in dem Wohlstande und der Bildung des Landvolkes, soweit der immer noch bedeutende Einfluß der mediatisierten Standesherrschaft reichte.

Für diesen letzten Punkt fand er seinen Vater zugänglicher, als er erwartet hatte, weil dieser dabei an eine Wiedergeburt des alten clansherrlichen Waltens dachte. Minder war derselbe zu Beschränkungen im Haushalte, Vereinfachung und Selbstverwaltung im gesamten Geschäftswesen, am Wenigsten zu Umbauten zerfallender Schloßräume in bescheidenere, aber bürgerlich bequemere Gemächer geneigt. Die Hausbeamten, in deren Gegenwart Albrecht öfters seine Verbesserungsvorschläge entwickelte, waren ältere, im Herkommen eingerostete Leute, die sich vor neuen Gewöhnungen und schärferer Beaufsichtigung scheuten und mit gedrücktem Schweigen den Besprechun-

gen ihres alten Herrn und seines Erben zu-hörten.

Dagegen fand Letzterer in seinem alten, immer noch rüstigen Freunde Mangold, den er sogleich nach der Rückkehr aus der Hauptstadt wieder aufsuchte, einen aufmerksamen Zuhörer und Mitberather für seine Entwürfe. Namentlich unterrichtete ihn dieser über die Zustände des Landvolkes im Einzelnen und über die Urtheile, welche die verständigsten Glieder desselben über die Verwaltung der gräflichen Güter fällten. Eine thätige und, trotz ihrer Beschränkung, reiche Zukunft öffnete sich vor Albrechts Blicken.

Zugleich trat auch seine frühere Jugend, lebendiger als je, vor seine Erinnerung, als er an einem noch sommerlichen Herbstmorgen mit Mangold am See stand und dessen Schiffchen sich vor ihnen an der Kette wiegte, als wolle es betreten und ans jenseitige Ufer geführt sein. Mangold folgte seinen Augen, die auf einen fernen weißen Punkt, das Häuschen auf der Landspitze, gerichtet waren, und fragte ihn lächelnd:

„Wollen wir wieder hinüberfahren?“ „Wenn auch nicht eben jetzt, doch sicher ein ander Mal, vielleicht bald“, antwortete er, und fragte nun den Fischer näher nach der Familie Lilien.

Dieser erzählte unter Anderem: Schon seit ungefähr einem Jahre sei die Tochter des Gutsherrn, welche zu einem schönen Mädchen erwachsen sei, zum Besuche bei nahen Verwandten, die Winters in der Residenz, Sommers auf ihrem Landgute Mittenhagen nahe dabei lebten. Dieß hätten ihm ihre Eltern selbst erzählt. Es müsse übrigens mit dieser Abwesenheit eine eigene Bewandtniß haben, da man ihm im Dorfe Eschenhof berichtet habe, Fräulein Emilie Lilien sei schon früh mit dem Sohne des dortigen Predigers verlobt, ihm aber „wendig“ geworden und nach Mittenhagen so zu sagen entflohen. Ihr Bräutigam sei ihr alsbald nachgereist, habe sie jedoch nicht wieder zurückgebracht. Indessen habe er diesen selbst, setzte Mangold hinzu, einen recht feinen jungen Mann, noch kürzlich im Herrenhause zu Eschenhof gesehen, und er müsse we-

nigstens mit den Eltern seiner entwichenen Braut in Frieden und Freundschaft stehn.

Dieses Bruchstück einer Dorfnovelle weckte Albrechts Neugierde, ohne sein Gemüth aufzuregen. Zwar tauchte das kindliche Bild der vormaligen Führerin in voller Lieblichkeit vor ihm auf, und er hatte auch früher bisweilen, während er selbst erwuchs, an ihre mögliche schöne Entwickelung gedacht. Aber ihre jetzige Gestalt konnte eine ganz andere sein, als die seines Gedankenbildes von ihr; und ihr inneres Leben war ihm fremd, bis auf seine Spuren in dem eben Vernommenen und bei jener frühen und flüchtigen Begegnung.

Aber sein Interesse an der ganzen Familie Lilien erwachte jetzt wieder stärker, wo er fest entschlossen war, sich ihr über kurz oder lang, spätestens bei seiner künftigen dauernden Heimkehr nach Eschenburg, als freundlich gesinnten Nachbar vorzustellen und die trennende Wirkung der alten Verwandtschaft in eine verbindende umzugestalten.

Ein Umstand, welchen ihm Mangold so eben noch mittheilte, ließ ihn vermuthen, daß auch sein Vater diesem Vorhaben nicht mehr in den Weg treten werde. Dieser hatte nämlich bereits vor längerer Zeit Mangold beauftragt, in seinem Namen bei Herrn Lilien Sämereien und andere Bodenerzeugnisse anzukaufen, und bei dieser Gelegenheit, was nie zuvor geschehen war, sich, wie es schien mit wohlwollender Theilnahme, nach den Personen und dem Haushalte zu Eschenhof erkundigt. Mangold hatte darauf aufs Günstigste über die Familie Lilien berichtet und am Schlusse ungefähr Folgendes gesprochen: „Der gnädige Herr braucht mir nicht zu glauben, denn ich habe von Herrn Konrad Lilien und den Seinen viel Gutes genossen und könnte parteiisch sein. Aber fragen Sie das Volk in der ganzen Umgegend und die Kinder, die Armen und die Kranken in dem Dorfe drüben, sie werden Ihnen das Gleiche sagen. Und Wen die Kinder lieben und die Bedrängten segnen und das Volk ehrt: Der braucht des Kaisers Ritterschlag nicht — Nichts für ungut, gnädiger Herr!“

Albrecht hielt es, nach einigem Bedenken, für möglich, daß ein dem seinen verwandter Entschluß in seines Vaters Seele reife, welchem er nicht vorgreifen solle. War diese Vermuthung richtig, so wurde ihm die wahrscheinlich leicht mögliche Anknüpfung seiner Bekanntschaft mit der Familie Lilien auf neutralem Boden, in der Residenz nämlich, desto wünschenswerther.

Konrad Lilien und seine vortreffliche Gattin hatten, später von einer Lehrerin unterstützt, ihre Tochter in schönem Ebenmaße zugleich in häuslicher Thätigkeit und in höherer Bildung erzogen. Ihre Ausflüge in die Welt beschränkten sich auf einige Besuche in der vorhin erwähnten Familie ihres Mutterbruders Heimering auf Mittenhagen, eines adeligen Gutsbesitzers; nur einer dieser Besuche hatte während des Winteraufenthaltes dieser Familie in der Residenz stattgefunden. So war Emilie Lilien zumeist in ländlicher Umgebung und Sitte aufgewachsen, unbefangen von

beengenden Formen des Umgangs und der Redeweise, daher aber auch bei der nicht häufigen Begegnung mit formgewandten Menschen, selbst wenn diese an Geist und innerer Bildung unter ihr standen, schüchtern und wortarm. Der einzige gebildete Umgang in Eschenhof selbst war die dortige Predigerfamilie Dietwold, ein Ehepaar mit einem Sohne, Heinrich, der um mehrere Jahre älter war, als Emilie.

Pfarrer Dietwold hegte große Erwartungen von diesem Sohne, der schon früh große geistige Regsamkeit und namentlich poetische, wenigstens bellettristische Anlagen zeigte. Um so eher, dachte sein Vater, bedurfte er der Unabhängigkeit von den gemeinen Sorgen des Lebens: und da er selbst nicht mit Glücksgütern gesegnet war, so wurde seine künftige Verbindung mit der reichen Erbin von Eschenhof der Lieblingsgedanke seiner Eltern. Ihn selbst dürfen wir von dieser Triebfeder völlig lossprechen, als er sich Emilien immer wärmer annäherte. Ihre Eltern bemerkten die entstehende oder vielmehr aus der Kindheit

mitgebrachte und zur Liebe erwachsende Neigung beider junger Leute zu einander und legten ihr Nichts in den Weg, da sie Heinrich wohl leiden mochten und seine Geistesgaben schätzten, wenn auch nicht, wie sein Vater, überschätzten.

Heinrich bezog späterhin die Hochschule als Jurist und gefiel fast überall in der Gesellschaft. Er war hübsch und nahm mit Leichtigkeit und Vorliebe zierliche Haltung, Tracht und Umgangsformen an. Wo er in lebhafter Stimmung oder in freierer Lebensanschauung über oder doch außer den Gewohnheiten seiner Umgebung stand, imponirte er dieser gewöhnlich, sah sich als genial anerkannt und bevorrechtet, und nur seine im Stillen oft unparteiisch gegen sich selbst, wie gegen jene Umgebung, geübte spöttische Kritik schützte ihn vor allzuhoher Selbstverherrlichung, ohne jedoch eine wirkliche Umkehr seines nach außen hin, auf Glanz und Wohllaut, gerichteten Strebens nach innen zu bewirken.

Bei seinen Ferienbesuchen in der Heimat erklärte er Emilien nicht sowohl einmal und feier-

lich, sondern täglich und in allen Tonarten seine Liebe, und sie nahm dieß fortwährende Geständniß an, ohne es gerade mit Worten zu erwiedern. Ihr zarter Reiz fesselte ihn, aber er entdeckte nicht den in ihr verborgenen Geist, sondern vermehrte noch die ihn verdeckende Schüchternheit Emiliens, indem er ihr seine formelle Ueberlegenheit allzu sehr bemerklich machte und zu absichtlich an ihr erziehen wollte, ja den Hofmeister spielte.

Das Bewustsein, in allen Worten und Bewegungen von ihm beobachtet und geprüft zu werden, erstickte die Innigkeit ihrer Neigung im Keime. Beider Umgang hatte den Schein, daß Emilie dem Geliebten keine völlig würdige Gegengabe für seine reiche Persönlichkeit zu bieten habe. Gleichwohl fühlte sie im Stillen ihren eigenen geistigen Werth und ärgerte sich zwar zunächst über sich selbst, weil sie ihn nicht zu Tage zu fördern wuste, erkannte und empfand aber auch Dietwolds Schuld dabei und, was schlimmer war, die Oberflächlichkeit seiner Bildung und seiner Em-

pfindung somit seine Verkennung ihres Wesens zugleich als Ueberhebung seines eigenen.

Wann er abwesend war, suchte sie mit verdoppeltem Eifer den Kreis ihres Wissens und ihres Urtheils zu erweitern; aber wann er kam, stand sie immer wieder schüchtern und stumm vor seiner Lehrmeisterweise, in der er sie zwar zärtlich, aber nur als ein ländliches Kind behandelte, und wagte nicht, das Erworbene zu offenbaren, weil sie ihre geistige Habe seiner ungerechten Geringschätzung auszusetzen fürchtete. Er seinestheils glaubte bisweilen Theilnahme und Verständniß der höchsten und schönsten Ideen in ihren seelenvoll aufleuchtenden Augen zu erblicken; wann er aber dann in sie drang, sich auszusprechen, zog sie sich schweigend und erröthend zurück.

Er verließ endlich die Hochschule und verweilte in Eschenhof, um sich für sein Examen vorzubereiten. In dieser Zeit kam Emiliens Base Auguste Heimering, auf längeren Besuch zu der Familie Lilien. Sie war um einige Jahre älter, als die damals siebenzehnjährige Emilie,

und unterschied sich von dieser noch mehr durch die Lebhaftigkeit und Redegewandtheit, mit welcher sie ihre geistigen Schätze entfaltete; von Dietwold aber, welcher ihr in der genannten Beziehung näher stand, durch die tiefere Begründung ihrer Geistesgegenwart in der Bestimmtheit ihres Denkens und ihrer Gesinnung. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß sie mit Letzterem die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten näher zusammenführten; ihre Gegenwart wirkte elektrisch auf Dietwolds Natur, und geistige Funken sprangen zwischen Beiden hin und her. Sie verkehrten um so unbefangener täglich in Eschenhof, da sie sich hier schon in früheren Jahren von Zeit zu Zeit gesehen hatten, und weil Emiliens Verbindung mit Dietwold als ausgemacht galt, obwohl ihr förmlicher Abschluß durch eine Verlobung nicht vor dem Examen des Letzteren stattfinden sollte.

Nach einiger Zeit aber entdeckte Auguste Dietwolds Mangel an Tiefe, und seine unstete, bald witzige, bald sentimental-poetische Unterhaltung ermüdete sie der Länge nach, statt sie zu

befriedigen. Auch tadelte sie seine Theilnahmlosigkeit an dem neu erwachten Gemeinsinn der Völker für nationale und allgemein menschliche Angelegenheiten. Ein rechter Mann, meinte sie, solle seine Geisteskraft in dieser ernsten Zeit nicht in ästhetischer Feinschmeckerei vergeuden, sondern mit Gedanken, Worten und Handlungen die neue Welt bauen helfen.

Diese Forderungen und ihr damit verbundenes Urtheil über Dietwold sprach sie mit ziemlich rücksichtsloser Offenheit theils ihm selbst in Emiliens Beisein, theils dieser unter vier Augen aus. Dabei überraschten sie einige, meist ihr zustimmende, Bemerkungen Emiliens, deren Inhalt und eigenthümliche Form ihr einen ganz neuen Einblick in die Individualität der Sprecherin, welche bisher nur Hörerin gewesen war, gewährten und ihre Achtung und Theilnahme für diese sehr erhöhten.

Dietwold war selbstgefällig und habgierig genug, um beider Frauen Neigung besitzen zu wollen, und seinen Geist Augustens, sein Herz

Emiliens würdig zu achten. Weil er sich Letzterer sicher glaubte, bewarb er sich um so eifriger um der Ersteren Gunst. Auch für ihre Zeitideen suchte er sich zu erwärmen, brachte es aber nur zu Deklamationen, die Augustens scharfem Ohre der Resonanz entbehrten. Ihm geschah, was er verdiente.

Nicht ohne Aerger und Beschämung muste er nachgerade erfahren, daß Auguste sich erkaltend von ihm zurückzog, und daß sie seine glänzendsten Sätze und Gegensätze nur für ein blendendes und schnell verpuffendes Feuerwerk erklärte, nach welchem — wie sie sich ausdrückte — die Zuschauer, wie der Feuerwerker selbst, wieder in öder Nacht stünden, ohne auch nur die Erinnerung an eine deutlich erhellte Scene zu haben.

Mit gewohnter Wandelbarkeit warf er sich nun, wirklich innerlich, in das alte Glück seiner Liebe zu Emilien zurück, das jetzt neuen idyllischen Reiz für ihn gewann. Aber auch sie begegnete seinen Wiederannäherungen kühl, und das Bewustsein seines Wankelmuthes hielt ihn ab, Erklärungen von ihr zu verlangen. Seine Eitelkeit

jedoch suchte den Grund ihrer Entfremdung eben nur in ihrer Eifersucht auf Auguste und bezweifelte nicht, daß mit der nahe bevorstehenden Entfernung der Letzteren auch dieser Grund samt seiner Wirkung wieder verschwinden werde.

Desto betroffener war er, als ihm angekündigt wurde, daß Emilie Augusten für längere Zeit nach Mittenhagen und der Residenz begleiten werde, ohne daß man ihn vorher um Rath und Beistimmung angegangen hatte.

Auguste hatte diesen Beschluß veranlaßt, sobald sie über Alles ins Klare gekommen war, was Emilien und Dietwold verbunden hatte und was sie jetzt schied. Sie sagte zu Jener: „Er hat sein großes Herz unter uns beide theilen wollen, dafür soll Keine von uns das ganze annehmen, wenn er es auch Einer flehentlich böte. Am Wenigsten verdient er Dich, weil er deinen Werth entweder gar nicht zu schätzen im Stande ist, oder doch durch eigene Schuld noch nicht kennt, wie ich ihn erst seit Kurzem kenne, er ihn aber längst kennen sollte. Du mußt ihn jetzt

verlassen und es der Zukunft anheimstellen, ob er dich jemals wiederfinde.“

Emilie fühlte sogleich, wie schwach der Widerstand ihrer ersten Liebeserinnerungen gegen diese Zumuthung einer vielleicht ewigen Trennung war, und antwortete: „Daß er dich vorzog, fand ich natürlich, ohne großen Schmerz der Eifersucht. Nur wünsche ich, ihm künftig zeigen zu können, daß er selbst das, was ich wirklich — nicht nach deiner liebevollen Ueberschätzung — im Stillen bin, denke und empfinde, nicht erkannte und durch sein Benehmen gar nicht zur Erscheinung kommen ließ. Denn auch seine jetzige siegesgewisse Rückkehr gilt nur meiner Jugend und seiner eigenen tändelnden Empfindung.“

Hierauf sagte Auguste: „Diesen Wunsch sollst du um deiner und seiner willen zur That werden lassen und mit mir in eine mannigfaltiger belebte Gesellschaft und Scenerie treten. Dietwold soll deinen Rang in der Geisterwelt kennen lernen, um entweder zur Strafe seinen Verlust zu empfinden, oder um durch eigene Er-

hebung dir ebenbürtig zu werden und dann aufs Neue um dich zu werben."

Ihm selbst sagte sie, sobald sie ihn allein sprechen konnte, in nicht unfreundlicher, aber entschiedener Weise; „In der Residenz oder in Mittenhagen finden Sie uns nach ihrem bevorstehenden Examen wieder, und mich als Emiliens Führerin. Sie werden uns willkommen sein, wenn Sie ohne alte Rechtsansprüche auf Emilie kommen, sei es nun als uneigennütziger Jugendfreund, oder als neuer Bewerber um meinen Schützling, mein holdes Kleinod, für dessen stillen tiefen Schimmer Ihrem Auge bis jetzt noch die rechte Weihe der Anschauung fehlt. Versuchen Sie keine empfindsame Scene vor unserer Abreise, wenn Sie nicht jede Wiederanknüpfung des Bandes zum Voraus zernichten wollen."

Dietwold war gefaßt und gewandt genug, um gute Miene zu dem demüthigenden Spiele zu machen, und schied freundlich, auf Wiedersehen. Als aber beide reizenden Gestalten verschwunden waren, verwünschte er laut — doch

mit dem vorsichtigen Zusatze: auf eine Zeit lange! — das ganze Reich der Schönheit und des Geistes, und gelobte, vor Allem sich das corpus juris zu inkorporieren.

Ungefähr ein Jahr nach diesen Vorgängen trat Albrecht seine Stelle in der Hauptstadt an und warf sich sogleich mit voller Thätigkeit in den neuen Beruf.

Die höhere Gesellschaft sah dem Eintretenden neugierig entgegen und erwartete in ihm ein romantisches Phänomen. Seine einsame und alterthümliche Heimat, seine Erziehung, seine Abenteuer in M. waren mit Famas Variationen in Aller Munde und gaben besonders den Frauen Anlaß, zum Voraus Bildnisse von ihm zu entwerfen, welche jedenfalls phantastischer waren, als ihr Original. Die Gunst des Fürsten für ihn weckte hier wohlwollende Theilnahme, dort Neid. Außerdem war auch der alte, durch die dauernde Haltung der Geschlechter gegen einan-

der bis in die Gegenwart fortgesetzte Familienroman der Häuser Eschenburg und Eschenhof bekannt geworden und versprach den Neugierigen hier noch einen besonders interessanten Vorgang, nämlich das erste Zusammentreffen Albrechts mit Emilie Lilien und ihren Verwandten, das sich mit Bestimmtheit voraussehen ließ.

Die Familie Heimering pflegte, wie bereits bemerkt wurde, den Winter in der Residenz zuzubringen, wo sie ein eigenes Haus besaß, den Sommer auf ihrem nicht fern von derselben gelegenen und häufig von dort aus besuchten Gute Mittenhagen. Obschon dem niederen und nicht reinblütigen Adel angehörend, galt sie durch ihren bedeutenden Grundbesitz und ihre entsprechende gesellige Bildung als Mitglied der höchsten Stände, besonders seitdem in Preußen der große Grundbesitz höhere sociale und politische Geltung gewann und in Frankreich noch mehr das ganze „Bürgerthum“ herrschte. Ueberdieß war die höchste Gesellschaft hier weit weniger ausschließend, als in vielen andern

deutschen Hauptstädten und Hauptstädtchen; Fürst und Fürstin selbst erkannten in ihrer engsten Umgebung dem Geiste und der Bildung höhere Berechtigung zu, als dem Zeugnisse des genealogischen Almanachs. Inmitten dieser mannigfaltigen und beweglichen Gesellschaft war Auguste Heimering aufgewachsen und erzogen, und ihre Individualität erhöhte die Geltung ihrer Familie darin.

Im letzten Spätsommer hatte sie Emilien auf ihr Gut mitgebracht und dort erst allmälig, mit liebender Sorge, an Ton und Formen des ihr fast ganz neuen Lebens zu gewöhnen gesucht. Seitdem war Letztere, durch die vorhergegangenen Erfahrungen, Stimmungen und Entschlüsse vorbereitet, auffallend schnell zu einem bedeutenden, mitredenden und mithandelnden Gliede der Gesellschaft geworden, deren Gunst sie schon gleich anfangs sowohl durch ihre Schönheit, als durch Augustens neidlose Auszeichnung empfohlen worden war. Ein Winter in der Residenz hatte ihre gesellige Erziehung gereift,

ohne ihre innere Entwicklung zu hemmen, welche vielmehr mit großer Lebensfülle fortschritt.

In der schönen Jahreszeit nach diesem Winter war Albrecht in der Residenz angekommen und begegnete deßhalb nicht sogleich den beiden Freundinnen, die nur jeweilig von Mittenhagen in die Stadt kamen. Seine neuen Bekannten in letzterer schwiegen absichtlich von Jenen, um sich nicht selbst die Ueberraschung zu verderben.

Uebrigens hatte sein erstes Auftreten nicht ganz den vorhin bezeichneten Erwartungen entsprochen. Schon um sein selbst willen hatte er sich geübt, die Fülle seiner Empfindungen und um so leichter auch ihre Kundgebung strenge zu überwachen. Das Bewußtsein errungener Selbstständigkeit gab ihm die Sicherheit der Haltung; auch war ihm das Hofparket kein fremder Boden. Mit seinem Berufe nicht minder, als mit seinem eigenen Innern, beschäftigt, erschien er nicht sehr begierig, in einen Verkehr einzutreten, den er sich von dem mit Unwillen und Ekel verlassenen in M. nicht so verschieden dachte, als er es in

der That war. Seine mit feiner Sitte gepaarte Zurückhaltung stieß indessen die Gesellschaft nicht zurück und verlieh seiner allmälig angezogenen und erwärmten Aufmerksamkeit für einzelne Glieder derselben höheren Werth. Die Frauen verfehlten darum nicht, in seinen dunkeln, ernsten Augen die gehoffte Poesie zu lesen; und Manche unter ihnen hätte ihn gerne sein düsteres Herzensschicksal durch ein glücklicheres vergessen gelehrt.

Zu dem ersten großen Sommerzirkel des Hofes wurde sowohl Albrecht, als die Familie Heimering eingeladen. Man wuste, daß der Fürst persönlich Jenen mit dieser und namentlich mit Emilie Lilien zusammenführen wollte und sich geäußert hatte: der alte Graf Eschenburg werde ihm dieß zwar schwerlich danken, verdiene aber diese kleine Lektion für die Hartnäckigkeit, mit welcher er, hinter der von den höchsten Gesellschaftsschichten anerkannten Zeit zurückbleibend, an den veraltetesten Ueberlieferungen festhalte, darunter denn auch an der hochmüthigen Erbfeindschaft gegen eine vom Hofe selbst geehrte Familie.

Albrecht kannte viele Glieder jenes Zirkels noch nicht. Der Fürst selbst, in heiterster Stimmung, stellte ihn mehreren Damen vor und endlich auch Augusten und Emilien, welche bereits von einem kleinen erlesenen Männerkreise umgeben waren. Viele lauschten neugierig, als der Fürst vorstellend sagte: „Graf Albrecht Eschenburg, Fräulein Lilien aus Eschenhof, Nachbarn und wahrscheinlich schon alte Bekannte.“ Beide waren zwar sichtlich überrascht, minder durch ihre wechselseitig immerhin vermuthete Anwesenheit, als durch die unerwartete Einleitung ihrer Begegnung und noch mehr Eines durch des Andern plötzlichen Anblick; aber wenn neckische Neugier auf eine ergötzliche Verlegenheit der Zusammengeführten gerechnet hatte, so täuschte sie sich. Ein freudig in Beider Augen aufblitzendes Wiedererkennen aus freilich halbvergessener Vergangenheit, durch einige laut zwischen ihnen gewechselte Worte bestätigt, kam den Beobachtern unerwartet.

Albrecht und die beiden Cousinen bemerkten

wohl, daß sie beobachtet wurden, und lenkten mit glücklichem Takte, in geheim verstandener Einstimmung, wenigstens die lästigere Neugier von sich ab, indem sie sogleich in eine unbefangene Unterhaltung eintraten, welche ihre frühere nähere Bekanntschaft vorauszusetzen schien. Dabei wahrten sie auch nach der andern Seite hin in Ton und Dauer dieser Unterhaltung das rechte Maß und zogen die nächste Umgebung mit hinein, um nicht ein Boudoir im Salon zu bilden. Daß Auguste vorzugsweise das Gespräch belebte, war man gewohnt, und fand es natürlich, daß auch der sonst so zurückhaltende Graf Eschenburg sich ihrem anregenden Einflusse nicht entzog. Er stellte sich auch ihren Eltern vor und erbat die gerne gewährte Erlaubniß, sie auf ihrem Gute zu besuchen.

Diesen Besuch führte er bald aus, wurde aufs Freundlichste, aber nicht etwa mit gesuchter Zuvorkommenheit, empfangen und gieng mit den angenehmsten Eindrücken weg. Heimering erwiederte diesen Besuch bald, und Albrecht wurde seit-

dem ein immer lieber und häufiger gesehener Gast in Mittenhagen.

Er meldete seinem Vater alsbald diese neue Bekanntschaft, die Einleitung derselben durch den Fürsten und die verdiente Achtung, deren die Familie Heimering und Emilie Lilien überall genössen. Indessen vermied er bei dieser ersten Mittheilung, welche er deßhalb vor andern ähnlichen nicht besonders hervorhob, allen Schein, als wolle er in absichtlichen Gegensatz gegen seinen Vater treten. Dieser antwortete: daß ihm die freundlichen Bilder aus Albrechts neuer Sphäre die erfreulichste Unterhaltung gewährt hätten — ohne einzelne unter denselben zu erwähnen. Die Einladung seines Sohnes, ihn bald einmal in der Residenz zu besuchen, lehnte er mit folgendem Zusatze ab: „Ich bin ein alter Mensch, der sich schwer in eurer neuen Welt zurechtfinden und Gefahr laufen würde, manches Löbliche darinn zu tadeln, weil es ihm noch ungewohnt und unverständlich ist. Ich würde also auch Dein Wegweiser nicht auf einem Boden sein können, wel-

chen Du besser kennst, als ich. Du wirst auch ohne meinen Rath vorübergehende, aus irgend einem äußeren Grunde nur für jetzt wünschenswerthe Bekanntschaften von solchen zu unterscheiden wissen, die eine nähere Anknüpfung für die Dauer verdienen. Deinem Verstande werden dabei die bittern Erfahrungen zu Gute kommen, die Dein Gefühl in M. herbeiführte."

Albrecht gewann Heimerings Gunst in hohem Grade durch sein besonnenes Urtheil überhaupt, und insbesondere durch den Werth, welchen er auf die Landwirthschaft legte, und durch die wißbegierige Bescheidenheit, mit welcher er die Belehrungen des erfahrenen Mannes dafür erbat. Er schilderte Jenem offen, aber mit der zärtesten Schonung gegen seinen Vater, die mangelhafte Verwaltung seiner Familiengüter, welche er künftig umzugestalten wünsche. Manche wichtige Zeitfrage kam dabei zur Besprechung. Durch Albrechts Vorsätze klang der halb altpatriarchalische, halb modern socialistische Gedanke durch, daß er die Landbewohner der Grafschaft zu besserer Weise

des Anbaus, des Erwerbs, der körperlichen und geistigen Pflege bis in das Innere der Häuser und der Familien hinein anzuleiten gedenke. Er bedauerte, nur für dieß Vorhaben, nicht mehr die alte Gewalt des Gutsherrn und des Standesherrn zu besitzen. Heimering billigte diese Pläne im Allgemeinen, verwarnte ihn aber zum Voraus, sich nicht durch zweifellos häufige Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ermüden und entmuthigen zu lassen.

„Ich traue," sagte er u. A., „dem Beispiele weit größere Macht zu, als der theoretischen Belehrung des Volkes. Aber auch das Beispiel wird erst durch eine ganze Reihe wiederholter und unzweifelhaft gelungener Erfolge die Hartnäckigkeit unserer Bauern überwinden, die, gleich unseren aristokratischen Herkommensanbetern, abergläubig am unvernünftigsten Alten hangen und das vernünftige Neue ungläubig anstarren, weil es ihnen neu und noch nicht durch ihre Erfahrung bestätigt ist. Sie wissen zwar wohl, daß jede Erfahrung mit Versuchen beginnen muß; weil aber diese

leicht mißglücken, lassen sie sie lieber Andern zukomm.n, und ihre Schadenfreude über die mißlungenen Versuche, durch welche ihr Herkommen gleichsam einen Triumph gewinnt, überwiegt dann häufig ihre Dankbarkeit für die gelungenen, deren Früchte sie mitgenießen."

„Diese Thatsachen," entgegnete Albrecht, „stimmen mit Dem überein, was mir ein alter Freund aus dem Volke über seine Standesgenossen äußerte. Aber ihnen liegt außer dem klugen und eigennützigen Abwarten auch die Denkfaulheit zu Grunde, welche nicht bloß in den niederen, sondern auch in den höchsten und äußerlich gebildetesten Menschenklassen sowohl in Landwirthschaft und Staatshaushalt, wie in Philosophie und Religion so oft widrig hervortritt. Die Mehrzahl der Menschen findet es bequemer, das unbegreifliche Wunder und alles unbedingt, ohne Voraussetzung, Dargebotene und Ueberlieferte unbedingt anzunehmen, als das einfachste und begreiflichste Neue unter der Bedingung, ein klein Wenig dabei zu denken, weil sie bei Jenem des Denkens ganz überhoben sind."

Heimering sagte hierauf: „Mag sein. In einem freien Staate aber muß jeder Bürger auch die Freiheit haben, nicht zu denken und nur nachzuahmen. Er mag es dann auch abwarten und verantworten, ob er durch eigenen oder durch Anderer Schaden klug wird, oder ob er gar Schaden leidet, ohne dadurch klug zu werden. Die despotische Philanthropie des Einzelnen oder einer Minderheit, welche eine widerspenstige Mehrheit zu ihrem Besten zwingen will, würde dann auch die Folgen zu verantworten haben. Wir sollen uns daher lieber begnügen, das Beste und Wahrste zu thun und den Zweiflern vor Augen zu stellen, allerdings mit dem frommen Glauben, daß das Licht allmälig auch die dichtesten und trägsten Massen durchdringen wird, aber ohne die selbstsüchtige Ungeduld, die volle Ernte unserer Aussaat persönlich erleben zu wollen. Ein ausgezeichnetes und ermunterndes Beispiel für dieses unermüdlich thatkräftige und endlich erfolgreiche Vorangehn werden Sie in meiner Heimat an meinem Schwager Lilien, ja an einer ganzen

Reihe seiner Vorfahren finden. Ich würde dieß nicht erwähnen, wenn sie mir nicht schon ihren Entschluß ausgesprochen hätten, bei ihrer Heimkehr die Bekanntschaft meines Schwagers zu machen."

Solche Unterredungen über persönliche und allgemeine Interessen, die gewöhnlich in Gegenwart und oft unter lebhafter Theilnahme der Frauen geführt wurden, wiederholten sich häufig, und so gestaltete sich nach und nach die edelste Vertraulichkeit zwischen Albrecht und den Bewohnern von Mittenhagen. Seine zunehmenden Besuche bei diesen wurden bekannt und veranlaßten das Gerücht, daß er Einer der beiden Cousinen den Hof mache. Richtiger sagten nähere und gewissenhaftere Beobachter: daß er Beider Umgang dem mit andern Frauen vorziehe, und daß sein Benehmen überdieß noch gar nicht entscheiden lasse, ob mehr sein Herz von den holden Frauen, oder sein Verstand von dem ihm geistig verwandten Hausherrn angezogen werde.

Die Personen, welchen diese Fragen galten,

Albrecht selbst nicht ausgenommen, stellten bald ähnliche an sich selbst und an einander wechselseitig, vorerst noch in stillen Gedanken, in leiser Nachfeier der reichen zusammen verlebten Stunden. Auguste, die am Wenigsten ungewisse Zustände ertragen konnte, suchte auch hier zuerst, sich Licht über die gegenseitigen Beziehungen zu verschaffen.

Ihre fast mütterliche Liebe und Sorge für Emilie richtete ihre prüfenden Blicke zunächst auf diese und Albrechts Stellung zu ihr. Zwar verhehlte sie sich nicht, daß Jenes Rede jetzt, wie bei der ersten Begegnung, am Häufigsten und Lebhaftesten an sie selbst gerichtet war; aber ebenso sicher glaubte sie zu bemerken, daß bei jeder zärteren Wendung des Gespräches, bei jeder wärmeren Gemüthsbewegung seine Worte und Blicke Emilien suchten, und daß diese dann die angeschlagenen Seiten mit einer Innigkeit forttönen ließ, die der liebevollen Lauscherin bedenklich wurde.

Augustens allgemeines Mißtrauen gegen die

Stetigkeit und sittliche Zuverlässigkeit des Gemüthslebens steigerte sich hier durch mancherlei Reflexionen und Erinnerungen: an Albrechts Abentheuer und Irrfahrten auf den Gebieten der Liebe und des Glaubens, die noch nicht allzulange hinter ihm lagen; an die wahrscheinliche Macht seiner frühen aristokratischen Gewöhnung, die seinen später gewonnenen Ansichten und Grundsätzen die Waage halten könnte, wann er noch dazu dereinst seine und Emiliens Liebe und ganze Zukunft gegen seines Vaters und vielleicht selbst Konrad Liliens Familienabneigung zu vertheidigen und Opfer dafür zu bringen hätte. Endlich dachte sie am Bängsten an Emiliens Innerlichkeit und ihre im heimatlichen Stilleben einst ausgebildete, durch ihre Verpflanzung auf andern Boden noch nicht nachhaltig genug umgebildete Sinnpflanzennatur. Alles dieß belastete sie mit Sorgen um der Freundin inneres und äußeres Schicksal.

Sie sann hin und her, wiefern sie mittelbar oder unmittelbar in den Gang der Dinge eingreifen könne. Albrechts Besuchen auszuweichen

oder eine Verminderung derselben zu veranlassen, fand sie nicht wohl thunlich und auch unzeitig, weil vielleicht zu spät, wenn die gefahrdrohenden Herzenskeime schon zu tiefe Wurzel gefaßt haben sollten und dann gerade zu rasch gezeitigt werden konnten, statt erstickt zu werden — oder vielleicht auch zu frühe, wenn einer erst künftigen Möglichkeit eine gewisse und schöne Gegenwart zum Opfer gebracht würde. Denn schon war Albrechts Umgang allen Hausgenossen und — sie konnte es sich nicht leugnen — auch ihr selbst so werth geworden, daß seine Entbehrung von Allen schmerzlich empfunden werden müste.

Auf einmal kam ihr eine Eingebung, sie wuste nicht woher, die ihr zwar im ersten Augenblicke wunderlich, ja frevelhaft erschien, je mehr und mehr sie aber anzog und zu einem Experimente ermuthigte. So oft sie nämlich die Beobachtungen durchgieng, aus welchen sie auf eine wärmere Neigung Albrechts zu Emilien schloß: kam ihr wider Willen immer wieder jene Thatsache in den Sinn, daß seine sichtbarste Auszeichnung

in Wahrheit ihr selbst zu Theile wurde. Es war ja immer möglich, daß sein Herz minder bei der magnetischen Wirkung betheiligt war, die er auf Emilien ausübte, und daß diese Wirkung zu Emiliens Glücke nachlassen würde, sobald diese des Magnetiseurs Herz entschiedener nach einer andern Richtung hin gekehrt sähe. Und diese Richtung nach ihr selbst, nach Augusten hin, war denn ja bereits angebahnt!

„Was hält mich ab," sagte sie zu sich selbst, einen wirklichen Jesuitenorden gegen die Uebermacht des stärkeren Geschlechtes zu stiften und mein eigenes Noviziat mit der Anwendung eines nur möglicherweise schädlichen Mittels für einen guten Zweck zu beginnen? Maß und Grenze seiner Anwendung liegt in meiner Hand; die Gefahr, die es von dem lieben Herzen der Freundin abwenden soll, kann sich nur gegen mein eigenes kehren, und für dessen Stärke stehe ich mir selbst ein."

In diesem Augenblicke jedoch beurkundete dieß gerühmte Herz seine Stärke nur durch ein

stärkeres Pochen, ein zweideutiges Zeichen! Sie ließ sich zwar nicht irren und sprach sich deutlich den Entschluß zu dem Versuche aus: ihre sicher ihr bewußte Anziehungskraft für Albrechts Geist auch mehr, als bisher, an seinem Herzen zu üben, soweit es ihre Frauenwürde zulassen würde. Aber kaum hatte sie bei Albrechts nächstem Besuche ihr Spiel begonnen, als sie vor dem Ernste erschrack, mit welchem sie sich selbst in ihre Rolle hineinfühlte, und bedenklich wurde, ob sie auf der glatten Bühne weiter vorgehn solle.

Da erschien plötzlich gegen Ende des Sommers Heinrich Dietwold in Mittenhagen.

Er hatte Emilien seit ihrer Abreise von Eschenhof nicht wieder gesehen, aber ihr Leben und Treiben so aufmerksam verfolgt, als es von ferne möglich war. Der Beifall, den sie in der gebildetesten Gesellschaft fand, war ihm nicht unbekannt geblieben, und in den Zug seines Herzens zu ihr mischte sich nun die Hoffnung, in jener

Gesellschaft vereint mit ihr, Jedes durch sich selbst und zugleich durch das Andere, zu glänzen. Denn er wuste auch seinen Namen dort bereits mit Ehren genannt, da er vor Kurzem durch einen kleinen, aber sehr lebendig und witzig geschriebenen Roman die Gunst der höheren Lesewelt im Sturme genommen hatte. Wir müssen seinem Selbstvertrauen nachsagen, daß dieser Erfolg seine Erwartungen eben nicht übertraf.

Er hatte sich vorgenommen, nicht eher persönlich vor Emilie und vor die Elite des Publikums in der Hauptstadt zu treten, als bis er einen Namen gewonnen hätte und statt des wandernden Kandidaten den genialen Schriftsteller vorstellen könnte, der die Philisterlaufbahn verschmähte. Da Emilie, wie er wuste, auf den Winter wieder in ihrer Heimat erwartet wurde, eilte er um so mehr, sich ihr und Augusten vorher noch in der günstigsten Beleuchtung, in seiner neuen Geltung in der großen Welt, zu zeigen und das einst in der Heimat gelockerte Band hier wieder fest anzuknüpfen.

Sein Empfang in Mittenhagen stimmte seine Erwartungen wenigstens nicht herab. Emilie begrüßte ihn mit einer Freundlichkeit, die ihn ganz glücklich gemacht haben würde, wäre sie nicht von einem aufgeregten und zugleich zerstreuten Benehmen begleitet gewesen, das er nicht zu seinen Gunsten zu deuten und überhaupt nicht zu erklären wußte.

Wirklich überredete sich Emilie bei seiner Ankunft nur selbst, Albrechts Bild werde in ihrem Herzen vor der Gegenwart des Jugendfreundes zurücktreten, den sie umsonst sich wieder zum Geliebten zu verklären suchte, um sich vor der neuen mächtigeren, sie mit geheimem Bangen erfüllenden Liebe zu retten.

Auguste selbst hegte einigermaßen die selbe Hoffnung für sie und glaubte, mindestens werde ihr Dietwolds Anwesenheit zur heilsamen Herzenszerstreuung gereichen. Sie empfieng ihn in der besten Stimmung und sagte ihm in ihrer früher gewohnten vertrauten und neckischen Weise: „Ich habe mehr Achtung vor Ihrer Lebenslust gewon-

nen, seit Sie klug genug gewesen sind, statt eines schlechten Examens einen guten Roman zu machen."

„Jetzt erst," entgegnete er, „fühle ich mich beruhigt, weil der selbe schöne Mund mich von meinem Examen losspricht, der ihm einst so verhängnißschwere Bedeutung beilegte. Ohne diese Lossprechung dürfte ich im bevorstehenden Winterleben zu Eschenhof mich nicht durch die Nähe einer holden Muse zu einer neuen Dichtung begeistern lassen, sondern müßte meinen alten Menschen im Pfarrgarten wieder ausgraben."

Seine Zuhörerinnen fragte lachend nach dem begrabenen Subjekte.

„Jene Bedeutung meines Examens," erzählte er, „hatte mich lange auf meiner Wanderung durch die Sahara meiner Fachwissenschaft aufrecht gehalten. Doch fühlte ich endlich halbverschmachtet das Bedürfniß einer erquickenden Oasenrast, nach welcher ich wieder in die Wüste hinaus ziehen wollte — ich entwarf den Roman, den Sie kennen. Zuvor vernagelte ich meine Kompendien und Kollegienhefte in einen Kasten, den ich im

Pfarrgarten zu Eschenhof vergrub. Ein sinnesverwandter Freund, der mich damals besuchte, trug zu diesem Entschlusse bei und half mir bei dem frommen Werke. Ueber dem Begrabenen legten wir ein Blumenbeet an, und mein Freund hielt in meinem Namen ungefähr folgende Leichenrede: Der neue Mensch versenkt hier den alten, nicht in der unnahbaren Tiefe des Sees, sondern nur unter lockeren Boden, der ihn im Nothfalle wieder herausgeben wird, wenn sein jüngerer Zwillingsbruder dereinst Verstand und Selbstüberwindung genug haben sollte, um das Blumenbeet zu zerstören und den Begrabenen vor völliger Verwesung wieder ans Tageslicht zu ziehen."

„Wie schade wäre dieß um die Blumen!" rief Emilie.

„Und was sollte auch der neue Mensch anfangen," sagte Auguste, „wenn nun der auferweckte alte mit seinem gespenstigen Halbleben ihm den Raum auf der Erde streitig machte? Nein, lieber Dietwold, sein Sie fürder g a n z,

was Sie jetzt geworden sind! Mir ahnt eine Zukunft für uns Alle, welche über die jetzt noch so bevorrechtete Halbheit den verdienten Bann ausspricht."

Dietwold war indessen gegen seine eigene Eitelkeit auf der Wacht, um sich nicht durch den günstigen Empfang zu übereilten Schritten verleiten zu lassen, und fühlte fein genug, um nach Augustens unvergessener Bedingung kein altes Recht auf Emilie geltend zu machen, sondern um ein neues zu werben.

Er hatte vor diesem Wiedersehen mehr nur an Emiliens geistige Entwickelung gedacht und wurde jetzt um so mehr durch ihren Anblick, durch ihren voll und edel entfalteten Jugendreiz bezaubert. Die Haltung ihrer ganzen Gestalt, ihrer Mienen, ihrer Lippen war viel selbstständiger geworden. Doch die schönen, bald träumenden, bald aufblitzenden Augen spiegelten ein wechselndes und bewegtes Gemüthsleben ab, bald ein tiefes, ernstes, glühendes der Jungfrau, bald ein spielendes und oft noch schüchternes des Kindes,

das sie vor noch nicht langer Zeit in Eschenhof war. Mit dem Blicke des Dichters sah er in ihr jetzt das schönste poetische Gebilde und glaubte bald zu bemerken, daß sie jetzt auch in ihm den Dichter sehe, verstehe und liebe, aber leider — nur den Dichter, nicht mehr den Genossen jener schönen ersten Blütentage. Für diese hätte er in manchen Augenblicken das ungleich reichere Leben der Gegenwart hingegeben, wenn es nicht möglich sein sollte, altes und neues Glück vereint zu besitzen.

Während er sich bald auf Mittenhagen, bald in der Residenz aufhielt, konnte ihm Albrechts bevorrechtete Stellung in Heimerings Hause nicht verborgen bleiben. Doch blieben ihm die Beziehungen zwischen Jenem und den beiden Schönen ein etwas unbequemes Räthsel.

Dietwolds bewegliches, leicht aufflackerndes Wesen stand im Gegensatze zu dem tiefer glühenden, aber durch Willenskraft gedämpften Albrechts. Letzterem gieng fast ganz der Humor ab, welcher dagegen in hohem Grade, wenn auch in

verschiedener Weise, bei Dietwold, wie bei Augusten hervortrat, selten aber wiederum in Emiliens sinnigerem und milderem Innenleben sich entwickelte. Am Meisten zeigten sich die Unterschiede der Sinnesweisen in einem häufigen Centrum der Unterhaltung und wechselseitigen Berührung: den theilnehmenden Beobachtungen der Fortschrittsbewegungen und Wachsthumskrankheiten der Gegenwart. Dietwold idealisierte nach rechts und links, nach oben und unten, und färbte die wirklich vorhandenen Gegensätze noch greller, gleich als ob das Menschengeschlecht aussterben und nur Götter und Teufel um seine Erde streiten würden. Albrecht erwog mit vielseitigem Nachdenken und mit sorgenvoller Theilnahme das Werden der neuen Zeit und den amphibischen Lebensprozeß der in sie hineinwachsenden, aber noch mit dem mütterlichen Boden der alten Zeit zusammenhangenden Menschen. Auguste spottete über die Altersschwäche des absterbenden und über die Kinderstreiche und Flegeljahre des jungen Geschlechtes. Emiliens liebevolles Herz verlangte Pietät

gegen die Alten und die Todten, innigen Anschluß an die jugendlichen Genossen, wohlwollende Leitung für die Unmündigen.

Ferner stehenden Zuschauern mochten die vier jungen Leute oft als zwei Paare erscheinen: auf der einen Seite Dietwold und Emilie, auf der andern Albrecht und Auguste; dort der Mann, hier das Weib funkensprühend neben dem milder leuchtenden Genossen.

Doch ein zart geschlungenes, aber darum nicht minder festes Band zwischen Albrecht und Emilie durchdrang die Scheidelinie jener beiden Paare, und kein gleiches kreuzte sich damit. Denn in Wahrheit stand Auguste, flatterte Dietwold immer einsamer; und Beide erkannten dieß eher, als die Genossen, welche mit dem von den ersten Stadien der Liebe unzertrennlichen Mißtrauen die Ansicht jener Zuschauer theilten, Jedes, nur des eigenen Gefühles gewisser, das Andere jenseit der genannten Grenze neben einem beneideten Dritten erblickend.

Am Ersten gewann wiederum Auguste eine

deutlichere Anschauung sämtlicher Beziehungen, kam aber dadurch wieder in die alten Besorgnisse für Emiliens Geschick zurück. In jedem Falle erschien ihr die zeitweilige Trennung derselben von Albrecht durch ihre Heimkehr nach Eschenhof rathsam, ein Prüfstein für ihre Herzensverhältnisse sowohl zu Albrecht, dem Fernen, als zu dem ebenfalls heimkehrenden und somit wieder für längere Zeit ihr ganz nahe weilenden Dietwold. Hier, in Mittenhagen und in der Residenz, muste schon die im Winter zunehmende Gewöhnung, und eben diese vielleicht bestechend und trügerisch, das verhängnißvolle Band fester um Emilien und Albrecht schlingen; ihre eigene Gegenwart aber nur ein Scheinmittel bieten, da Jenes Aufmerksamkeit, wie sie von Neuem zu erkennen glaubte, ihr selbst nur der Quantität nach, der Qualität nach aber Emilien zugewandt blieb.

Sie vertraute ihre Ansichten nur ihren Eltern an, damit diese, auch für ihre eigene Beziehung zu Albrecht, klar sähen. Sie ver-

suchte keine Verständigung mit Emilien über ein Verhältniß, das nach ihrer Meinung zwar leise und mittelbare Einwirkungen, aber keine unmittelbar hemmenden oder förderuden Berührungen durch laute Fragen und Antworten vertragen konnte, wenn es das Ziel seiner innersten Natur und Bestimmung erreichen sollte, sei es nun gedeihend oder verwelkend. Sie bereute keineswegs, vordem in schrofferer Weise zwischen Emilie und Dietwold getreten zu sein; aber hier bedurften feinere und mehrfach gekreuzte Fäden auch weit zärtere Rücksichten.

Im Grunde hatte Auguste hier gar Nichts zu thun, als das ohnehin Vorbereitete ohne sichtbare Handreichung zu fördern. Es galt zunächst nur um Emiliens Heimkehr, die längst vorausbestimmt, von ihren Eltern herbeigesehnt und seit Kurzem von ihr selbst mit einer gewissen Hast vorgerüstet wurde. Wirklich hatte Auguste schon zu Viel gethan, indem sie die Freundin mit keinem Worte bei sich zurückzuhalten suchte, sondern vielmehr der Beschleunigung ihrer Rückkehr ihren

unverhohlenen Beifall zollte. Gerade weil sie unverkennbar vermied, in Ernst oder Scherz bei Emilien Albrechts Stellung zu ihnen beiden zu berühren, grübelte diese jetzt über den Vorschub nach, welchen sie ihrer Entfernung leistete. Wollte die Sorge der Freundin sie vor der unheilbringenden Gewalt einer Liebe retten, die sie selbst sich nicht mehr verhehlen konnte, nach deren Erwiederung sie heute mit der seligsten Hoffnung, morgen mit quälenden Zweifeln fragte — Fragen, deren schmerzliche Entscheidung vielleicht Augustens Scharfblick bereits deutlich voraussah und ihr ersparen wollte, weil es noch nicht zu spät sei? Oder wollte die Selbstsucht der Nebenbuhlerin sich von ihrer Gegenwart befreien? — — Doch nein! Sie bat der bewährten Freundin dieß Mißtrauen in dem Augenblicke ab, wo es aufkeimte; aber wie nun, wenn Auguste sich von Albrecht, diesen aber von ihr geliebt wußte und ihr Nichts entziehen wollte, was sie schon besaß, Nichts streitig machen, was sie besitzen konnte, sondern nur aus den Augen

rücken, Was Beide gewünscht, Keine gesucht und die glückliche Eine gefunden hatte: das vierfache Kleeblatt, dessen Segen der Finder zwar abweisen, aber auf keinen Andern übertragen kann! Wenn es sich so verhielte: wie innig wollte sie dann der Finderin Glück wünschen, deren hoher Geist ja des reichbegabten Mannes soviel würdiger war und ihn soviel glücklicher machen konnte, als die Liebe eines zwar strebenden, aber von der Natur weit spärlicher bedachten Wesens! Und doch wiederum — sind nicht Herz und Liebe unschätzbare, alles Schätzens, Berechnens und vergleichendes Abwägens spottende Dinge, und würde es nicht die gröste Thorheit und Sünde gegen sich selbst sein, das höchste Glück von sich zu stoßen, weil man es nicht begreifen, nur empfinden kann? aus dem Himmel zu flüchten, in welchen uns gütige Götter hinaufzogen, weil wir ihn nicht verdient zu haben glauben?

Gewiß, das Glück war denn doch möglich, und Emilie glaubte, sich eine kleine Prüfung Albrechts gestatten zu dürfen, indem sie selbst,

und allein mit ihm, ihm ihre näher, als er wissen konnte, bevorstehende Heimkehr ankündigen und sein Benehmen dabei beobachten wollte.

Er kam, sie stand ihm allein gegenüber, bevor er jene Mittheilung aus anderem Munde erhalten konnte, da der Zufall ihren Vorsatz begünstigte. Aber die zweite und wichtigste Hälfte des letzteren erfüllte sie schlecht. Sie hatte kaum die Worte ausgesprochen: „Sie kommen wohl, um mir Grüße an unsere Heimatgegend mitzugeben?“ und er erschreckt geantwortet: „Nicht möglich! Schon jetzt? Ich bin nicht gerüstet, Sie so früh scheiden zu sehen!“ als sie die lieblichen Augen niederschlug, die seine Züge prüfen sollten, von der eigenen Bewegung, wie von dem Bewußtsein ihrer Absichtlichkeit und von dem plötzlichen Gedanken an seine mögliche Mißdeutung befangen. Welche Beschämung, wenn er denken könnte, sie wolle ihm eine Erklärung entlocken! Aber lag nicht schon diese geheim ersehnte Erklärung in seinen mit athemloser Hast und bebender Stimme gesprochenen Worten, in seinem

noch ausdrucksvolleren Blicke, der dabei durch ihre schon halbgesenkten Wimpern ihr in Auge und Herz drang?

Einige Augenblicke standen sie schweigend vor einander. Ihr unbemerkt, war Albrecht in ihr Anschauen verloren und deutete sich die Glut auf ihren Wangen als die Morgenröthe seines glücklichsten Tages. Aber voll Unruhe dachte er wieder daran, daß auch Dietwold in diesen Tagen heimkehren, vielleicht ihm das geliebte Mädchen entführen und sein älteres Recht auf ihr Herz geltend machen wolle. Doch lag nicht auch seine Heimat der ihren nur wenig ferner, als Dietwolds Elternhaus? Und ist nicht in der Liebe das jüngste Recht das stärkere, oft tiefer im Herzen begründete, als das der ersten Wahl, die so häufig aus eigener und wechselseitiger Täuschung entspringt? Bei ihm selbst war dieß gewiß, bei Emilien seines Wissens höchst wahrscheinlich der Fall.

Er sammelte sich und sagte bedeutungsvoll: „Ja, meine holde Freundin, grüßen Sie von

mir unsere Heimat, die uns dieß erst recht geworden ist, seit wir uns fern von ihr kennen lernten. Grüßen Sie unsern See, der mich einst zum ersten Male zu dem verwandten und doch so lange unbekannt gebliebenen Gestade hinübertrug und mich bald wieder dorthin tragen soll. Auch ich werde in der Kürze heimreisen und bitte Sie, mir einstweilen bei Ihren Eltern die Erlaubniß eines Besuches zu erwirken."

Sie antwortete kaum hörbar: „Ihr Vater hat uns ja verboten, Sie zu empfangen."

„Mein Vater? Wie so? Jedenfalls bin ich ich und mündig. Ueberdieß habe ich Gründe, zu vermuthen, daß mein Vater sein altes Unrecht gegen Ihr Haus erkennt und bereut."

Sie erzählte die ihm noch ganz unbekannte Thatsache jenes Briefwechsels zwischen beiden Vätern. Er verschwieg ihr, daß er seit dem früher von uns erwähnten Briefe, in welchem er seinem Vater seine erste Bekanntschaft mit Heimerings Familie meldete, ihm wiederholt von den einzelnen Gliedern derselben, besonders aber von

ihr selbst erzählt, und daß dieser ihn mehrmals in zwar allgemein gehaltenen, aber freundlichen Ausdrücken darauf geantwortet hatte. Aber er hielt dieß in Gedanken mit jener Annäherung seines Vaters an Lilien durch Mangold zusammen, und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft glänzte in seinen Augen wieder, als er nach Emiliens Erzählung sagte: „Jenen Brief sieht ohne Zweifel jetzt mein Vater selbst als verjährt an und möchte ihn lieber nie geschrieben haben. Damals aber, als er ihn schrieb, hatte er von seinem Standpunkte aus Recht, weil er den Zauber ahnte, welchen Eschenhof auf mich üben würde." Ernst, ja seufzend setzte er hinzu: „Doch gewiß hätte er mir schon damals die Fahrten über den ruhigen See gestattet, wenn er vorausgesehen hätte, auf welches stürmische Meer mich seine Entwürfe führen würden. Wie manchmal habe ich sehnend an jene Fahrt über den morgenhellen Wasserspiegel und an die Hesperidengärten von Eschenhof zurückgedacht, wenn es später in mir toste! Doch das Leben ist eine Kunst, die des Preises schwerer Lehrjahre werth ist."

Sie seufzte sympathetisch mit ihm auf, er trat ihr näher, faßte ihre Hand, sie wuste nicht, ob sie bleiben oder fliehen sollte — da rief draußen Augustens Stimme ihren Namen, sie zog ihre Hand aus der seinen und eilte der Thüre zu, welche Jene so eben öffnete. „Ei!“ sagte die Eintretende munter, „welche ernsten Gesichter! Ich glaube fast, hier wird schon Abschied genommen. Das verbiete ich im Namen des ganzen Hauses bis auf übermorgen. Heute und morgen wollen wir nur daran denken, daß wir zusammen sind, und keinen Augenblick daran, daß wir uns trennen werden; früh genug werden wir traurig daran denken müssen, daß wir getrennt sind. Wenn ich nun gar an den traurigsten Augenblick denke, in welchem diese beiden Zeiten in einander übergehn: an den Abschied, so möchte ich aus lauter Empfindsamkeit wünschen, wir wären alle schon jetzt meilenweit von einander!“

Durch den hellen launigen Klang ihrer Worte bebte ein so tiefer Grundton, daß Emilie

sie innig und mit feuchten Augen umarmte und Albrecht sich nicht enthalten konnte, ihre Hand zu ergreifen und an seine Lippen zu drücken. Die Ueberzeugung, daß Beide sie liebten und hochachteten, that ihr in diesem Augenblicke so wohl, und doch beschlich sie ein wehmüthiges Gefühl des Alleinstehns, über das sie sich kaum Rechenschaft geben mochte. Sie schüttelte aber bald jede weiche Anwandlung kräftig ab und gewann auch den gewünschten und gewohnten Einfluß auf die Stimmung der Andern wieder.

Albrecht fand heute nicht mehr die ersehnte Gelegenheit, nochmals allein mit Emilien zu reden, da noch mehrere Besuche eintrafen und sie selbst jeder Absonderung von der Gesellschaft auswich. Er bat um die Erlaubniß, morgen noch auf ein Stündchen kommen zu dürfen. Auguste rief dem Weggehenden noch nach: „Vergessen Sie nicht, morgen zu kommen, aber auch nicht, daß wir für Abschiedsbesuche nicht zu Hause sein werden!“ Sein eigener improvisirter Vorsatz der Heimreise war gar nicht weiter zur Sprache gekommen.

Gegen Abend, als die Besucher wieder alle weggegangen waren, veranlaßte Emilie ihre Freundin noch zu einem Spaziergange und sprach ihr mit hingebendem Vertrauen Alles aus, was ihr freudvolles und leidvolles Herz bewegte. Auguste hielt sich jetzt verpflichtet, sie auf jene Möglichkeiten aufmerksam zu machen, die sich als Warnungszeichen vor allzusicherem Liebesglauben zwischen sie und Albrecht stellten. Emilie hatte die meisten derselben schon vorher bei sich erwogen und sah nun in ihrer Wiederholung durch Auguste eine stärkere Bestätigung, als diese wirklich bezweckte. Die Ahnung, daß Albrecht morgen Erklärungen, Fragen und Bitten gegen sie aussprechen möge, auf welche sie weder reden noch schweigen könne, ohne entweder ihr Herz ganz in seine Gewalt zu geben, oder ihn zu kränken und von ihm mißverstanden zu werden, ängstigte sie so sehr, daß sie ihm auszuweichen und morgen früh schon abzureisen beschloß. Auguste empfand mit ihr, stimmte diesem Beschlusse zu und versprach ihr, bei Albrecht die neue Vorrückung der

Abreise auf Rechnung ihres Vaters zu setzen, welcher Emilien das Geleit bis nach Eschenhof geben sollte.

Dieser hatte Nichts gegen die Neuerung einzuwenden, und die Stunde der Abreise wurde bestimmt. Unvermuthet sprach am Abend noch Dietwold vor, um in Eile von der Familie Abschied zu nehmen. Die plötzliche Erkrankung seiner Mutter rief ihn nach Hause. Der Weg von der Residenz dorthin führte über Mittenhagen; die Post, auf welcher er bereits einen Platz für die Nacht genommen hatte, hatte hier eine Station, und er benutzte die kurze Frist des Pferdewechsels zu diesem Abschiedsbesuche. Heimering lud ihn ein, am folgenden Morgen mit ihm zu reisen; seine kindliche Liebe und Bekümmerniß aber gestattete ihm diese Zögerung nicht, so lockend ihm auch der Gedanke war, an Emiliens Seite zu reisen und vielleicht in dieser traulichen Nähe Mehr von alter und erneuter Liebe zu erlauschen, als ihm bisher gelungen war. Er versprach, ihren Eltern alsbald nach seiner Ankunft

wissen zu lassen, daß sie mit ihrem Oheim demnächst eintreffen werde. So leid ihr die Ursache seiner Eile war, so war es ihr doch sehr erwünscht, daß er ihres Oheims Einladung ausschlug. Die Möglichkeit, gerade ihn auf dieser Reise zum Begleiter und zum Beobachter ihrer Stimmung zu haben, hatte ihr an sich schon die Brust beengt; dazu muste sie auch an die Bedeutung denken, welche Albrecht dieser Begleitung, zumal in Verbindung mit ihrer fluchtartigen Abreise, unterlegen konnte.

Albrecht hatte bei seiner Heimkunft eine Karte von Dietwold vorgefunden, worauf dieser nur eilig bemerkt hatte: „zu meinem Bedauern verhindert, persönlich Abschied zu nehmen.“ Also auch dieser gieng früher nach Eschenhof, als bisher beschlossen war, wenn nicht mit Emilien, doch fast gleichzeitig mit ihr. Dieser Gedanke gieng ihm die ganze Nacht durch den Kopf.

Schon am nächsten Morgen ritt er wieder nach Mittenhagen hinüber. Die Damen seien im Garten, sagte der Bediente. Er fragte nicht

weiter, sondern gieng sogleich nach der bezeichneten Stelle, wo er nur Auguste und ihre Mutter fand. Nach der ersten Begrüßung fragte er nach Heimering und Emilien — „heute frühe abgereist, sie bedauern sehr, Sie heute nicht mehr hier sehen zu können; erst gestern Abend ergaben sich unvorhergesehene Gründe, die Reise nicht länger aufzuschieben." Er bedurfte seiner ganzen Kraft, um nicht betroffen und unmuthig aufzufahren; aber er konnte nicht umhin, zu einer ruhig ausgesprochenen Erwiederung jenes Bedauerns die Worte zuzusetzen: „Auch Herr Dietwold scheint in ganz gleichem Falle zu sein, wie mich eine Abschiedskarte von ihm vermuthen läßt." Frau Heimering antwortete unbefangen: „Ja, auch er ist abgereist;" aber Auguste, die den peinvollsten Ausdruck über Albrechts Gesicht fliegen sah, beeilte sich hinzuzusetzen, wann und auf welche Veranlassung Dietwold abgereist sei.

Das Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Albrecht konnte seiner Verstimmung nicht Herr werden und mochte nicht nach jenen „unvorher-

gesehenen Gründen" für Emiliens schnelle Abreise fragen, weil er die wichtigsten derselben doch nicht zu erfahren erwartete. Auguste war froh, daß er nicht darnach fragte, weil sie ihm den wahren Grund nicht sagen durfte. Von seiner eigenen Heimreise mochte er jetzt am Wenigsten sprechen. Seine Ungewißheit über die Beweggründe, welche die wechselnden Bestimmungen von Emiliens Abreise herbeigeführt hatten — ihr räthselhaftes Verhältniß zu Dietwold, der augenscheinlich ihre Liebe zu gewinnen oder wiederzugewinnen strebte (von Beider früherer Verbindung wußte er nur Mangolds Hörensagen) und jetzt, wenn auch nicht ihr Reisebegleiter, doch wieder ihr nächster Heimathsnachbar wurde — das Hineindenken in ihre Wahl zwischen dem ersten Freunde ihrer Jugend, dessen Werth er nicht gering anschlug, und zwischen ihm selbst, dessen Herzensgeschichte in eine trübe und ihr vollends undeutliche Vergangenheit zurückgieng: alle diese Zweifel und Besorgnisse hielten ihn noch für längere Zeit von einer Reise zurück, deren Bedeutung und Zweck seine

völlige Klarheit über Emiliens Empfindungen und die damit zusammenhangende Entschiedenheit seines Willens voraussetzte. Er sah in eine ungewisse Zukunft hinein und war darauf gefaßt, daß sie ihm den nun zweimal vergeblich gesuchten Herzensfrühling für immer vorenthalten könne. Sein männlicher Sinn konnte auch ohne ihn bestehn und aufrecht bleiben — aber wie lockend schien er noch vor Kurzem erblüht zu sein!

Er kürzte diesen Besuch in Mittenhagen ab, kam aber bald öfters wieder, wenn auch nicht so häufig, als während Emiliens Anwesenheit. Er empfieng mit Freude neue Grüße von Emilien durch Heimering, als dieser von Eschenhof zurückgekehrt war, und bisweilen durch Auguste aus ihren Briefen an diese. Er fragte mit unverhohlener Theilnahme nach ihrem Befinden und Treiben in der ländlichen Heimat, ohne jedoch seine Hoffnungen und Zweifel allzusehr an Tag zu legen, und Augustens Mittheilungen hielten sich in entsprechenden zarten Schranken. Indessen deutete keine ihrer Aeußerungen auf ein wärmeres

Geselltsein zwischen Emilien und Dietwold; er vernahm nur, daß dieser eifrig an neuen Dichtungen schaffe. Auguste sah hell in sein Herz, wie in das Emiliens; aber schon das ihr offen anvertraute Geheimniß des letzteren band ihre Zunge und bestärkte sie in dem Vorsatze, dem Geschicke beider nicht vorzugreifen. Sie gieng gerne auf Albrechts Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit ein und freute sich für Emilien, daß ihre Gestalt stets darinn in den Vordergrund trat; aber nicht minder auch für sich, daß er sie nicht zur müßigen Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten machte, sondern durch ein höheres Bedürfniß der vielseitigsten geistigen Mittheilung sichtbar zu ihr hingezogen wurde. Das Herz, das persönliche Wohlgefallen an einander sprach bei diesem schönen und lauteren Bündnisse der Geister gerade soviel mit, als es eine ruhig beglückende Freundschaft wahlverwandter Menschen erheischt.

In Eschenhof war der Spätherbst eingekehrt, seine Stürme wühlten den See auf. Dennoch blickte Emilie jetzt häufiger, als früherhin zur Sommerzeit, aus dem Gartenhause auf ihn hinab, träumte jene lichte Stunde ihrer Kindheit zurück, als sie den fremden Jüngling mit dem Fischer heranschiffen sah, träumte die Wiederholung jener Fahrt, die ihr jetzt den geliebten Mann zuführen könnte. Aber sie sah drüben nur das Grafenschloß auf seinen starren Klippen in alter Ferne, und kein Kahn stieß von seinem Ufer ab. Was mochte Albrecht von dem Besuche zurückhalten, dessen Erlaubniß sie weder ausdrücklich ausgesprochen, noch verweigert hatte? Ohne Zweifel hatte er diese am Tage ihrer Abreise und seines vergeblichen Abschiedsbesuches bestimmter nachholen wollen, und sie war selbst seinem Lebewohl ausgewichen — wie konnte er glauben, daß sie in der Ferne, in welche sie vor ihm geflohen war, ihn nun noch willkommen heißen würde? Wie mochte er überhaupt ihre damalige schnelle Entfernung deuten? Augustens Briefe gaben ihr keine

Aufklärung darüber, ob sie gleich nicht selten von Albrecht und seinem Andenken an sie Freundliches berichteten und Grüße von ihm brachten. Sie mochte selbst der Herzensvertrauten ihr banges Harren nicht beichten, ob sie sich gleich erinnerte, ihr damals von Albrechts Reiseplane erzählt zu haben; gegen ihre Eltern hatte sie ganz davon geschwiegen und überhaupt nur in den ersten Tagen nach ihrer Heimkehr von Albrecht gesprochen, später aber seiner nicht mehr erwähnt, weil sie befürchtete, ihre Empfindungen dabei zu verrathen.

Aber ihre Mutter bemerkte gerade dieses Schweigen und deutete es richtig; auch ihre einsamen Augenblicke im Gartenhause blieben nicht unbelauscht. Dietwold suchte und fand sie einmal dort und begann, nach Eschenburg hinüberdeutend, Schillers Ballade von Hero und Leander zu recitieren. Sie unterbrach ihn stolz und unwillig mit den Worten: „Ich verstehe Sie nicht!“ Er sagte demüthig: „Darf der Jugendfreund seinen Verlust nicht einmal in einem Scherze andeuten? Ich will ja nicht klagen!“ Sie blickte

ihn versöhnt an, aber dieser Blick schien ihn zugleich zu bitten: „Schone mich, wenn du mich errathen hast!“ Er drückte im Weggehen ihre Hand und sagte herzlich: „Sei mir hold, weil ich entsage.“

Er hatte eine Weile lang wieder gehofft, sie einst ganz zu besitzen, als sie während der Krankheit seiner — jetzt wieder genesenden — Mutter Tage, ja halbe Nächte hindurch an deren Bette gesessen und seine kindliche Pflege der Leidenden getheilt hatte. In der That hatte seine liebevolle Sorge für seine Mutter ihr treffliche Eigenschaften seines Herzens gezeigt, welche ihr sein schillernder Geist früher verdeckt hatte, und ihm dadurch eine neue Stelle in ihrem Herzen erworben. Aber er hatte sich bald überzeugen müssen, daß eben diese neue Stelle nicht die alte sei, die er wieder ersehnte und zu erringen suchte. Wirklich fiel ihm dießmal die Entsagung schwerer, als das erste Mal; doch war er nicht gesonnen, Ritter Toggenburgs Rolle zu spielen, sondern versuch'e alsbald, seine Herzensleiden in

einer Dichtung darzustellen und sie nur noch als eine solche nachzuempfinden.

Unvermerkt gieng den beiden befreundeten Familien in Eschenhof der Winter dahin, geräuschlos, wie seine früheren Vorgänger, doch nicht ganz mit ihrer unbefangenen Heiterkeit und Traulichkeit. Gedanken und Empfindungen, die nicht ausgesprochen werden dürfen, weben immer, auch an den hellsten Tagen, eine Dämmerung gerade am Fühlbarsten in den Räumen, in welchen vorher alle Bewohner jeden Gegenstand und sich einander selbst deutlich zu erkennen gewohnt waren.

Als mit dem Märzmonate die ersten Frühlingsahnungen die bisher in verschlossene Häuser und Herzen versenkten Sinne wieder mehr nach außen richteten, und jede Spur des neuen Lebens zu vergleichendem Gedenken des alten aufforderte: da knüpfte noch ein besonderer Zufall, der sich in Eschenhof ereignete, für mehrere Personen in ganz unerwarteter Weise altes und neues Leben zusammen.

An einem wüsten und noch winterlichen Märzabend mit Beginne der Dämmerung fuhr eine wohlverwahrte Reisekutsche, mit zwei abgetriebenen Postpferden bespannt, in den Hof des Herrenhauses zu Eschenhof. Lilien gieng hinaus und trat an den Wagen, aus welchem ein jugendlich aussehender Mann sprang, der ihn mit gedämpfter Stimme anredete: „Verirrte Reisende bitten um ein Obdach für die Nacht.“ Auf seine Bejahung stieg noch ein junges Weib aus, das ein schlummerndes Kind trug und, ohne ein Wort zu sagen, sich an den Begleiter schmiegte. Dieser flüsterte ihr einige Worte zu, wie es schien, um ihre bemerkbare Bangigkeit zu beschwichtigen.

Lilien vermuthete ein Abenteuer und entzog deßhalb das flüchtige Liebespaar, wofür er die Reisenden hielt, um so schneller den neugierigen Blicken der herbeigekommenen Dienstboten, welche er den Wagen bergen hieß. Der Postillon spannte die Pferde ab, erhielt seine Bezahlung und ritt ohne Aufenthalt zurück. Lilien führte die Gäste unmittelbar in das bereits erleuchtete Wohnzimmer.

„Sie haben sich also verirrt, und auf der Poststraße?“ fragte er mit zweifelnder Betonung.

Der Fremde sah, ehe er antwortete, mit offenbarem Erstaunen auf die beiden anwesenden Frauen des Hauses und die ganze Oertlichkeit. „Nun glaube ich es selbst!“ stieß er rasch hervor und fuhr verlegen fort: „Ich gestehe, als ich es vorhin sagte, war ich dessen nicht gewiß. Wo sind wir?“

„In Eschenhof,“ antwortete Lilien.

„Eschenhof?“ sagte Jener nachsinnend, „ja, so sagte man auch auf der Post; aber heißt dieß Schloß nicht auch Eschenburg?“ Er warf einen schnellen, prüfenden Blick auf die Mienen der Anwesenden, während seine Begleiterin mit dem Kinde die dargebotene Stelle auf einem Sopha annahm, und fuhr fort, ohne eine Antwort auf jene Frage abzuwarten: „Gleichviel, Sie haben uns für heute gastlich aufgenommen und werden uns gütig weiter zu Rechte weisen. Sie kennen ohne Zweifel den Herrn, für welchen dieser Brief bestimmt ist?“

Er zeigte Lilien die Aufschrift, welche dieser laut las: „An den erlauchten Grafen Albrecht Eschenburg,“ ohne Ortsangabe, nur mit dem Zusatze: „durch vertraute Hand.“

Emilie erröthete bei diesem Namen, und noch heißer, als das junge Weib auf sie zutrat und hastig, mit bittendem Ausdrucke, fragte: „Ach, sind Sie vielleicht die junge Gräfin?“

„Liebe Mathilde!“ rief ihr der Fremde, welchem der Eindruck ihrer Aeußerung auf alle Anwesenden nicht entgieng, bestürzt und verweisend zu. Frau Lilien errieth einen Theil der Empfindungen, welche in diesem Augenblicke Emiliens Busen bewegten, und sagte statt ihrer schnell: „Unseres Wissens gibt es keine Gräfin Eschenburg. Unser Name ist Lilien.“

„Verzeihung,“ sagte Jener, „ein unbestimmtes Gerücht: Graf Eschenburg wolle sich vermählen oder habe es bereits gethan, veranlaßte die unbedachte Aeußerung meiner —“ er stockte und verwirrte sich augenscheinlich, bis er das Wort fand: „meiner lieben Begleiterin.“ Dabei flog

ein fast mädchenhaftes Erröthen über sein sanftes, doch männliches Gesicht.

Eine kleine Pause trat ein, während welcher die Fremden verlegen schwiegen, Emilie bewegte, ja ängstliche Blicke auf diese räthselhafte und, soweit die Verhüllung des Reisemantels und eines großen Hutes erkennen ließ, sehr hübsche „Mathilde" warf, die denn doch in irgend einer Beziehung zu Albrecht stehn muste, und Lilien seinerseits den Fremden scharf, jedoch nicht mißfällig, beobachtete.

Dieser begegnete seinem Blicke und sagte mit zutraulicher Offenheit: „Wir wollen und können Ihnen nicht verhehlen, daß wir nicht bloß des Obdachs, sondern auch des wohlwollenden Rathes und vielleicht auch eines kräftigen Beistandes bedürfen. Sie sollen aber erfahren, daß wir Ihrer Aufnahme nicht unwürdig sind."

Lilien schnitt sein Weiterreden mit den Worten ab: „Wer Sie auch seien und Was der Zweck Ihrer Reise, und ob Zufall oder Absicht Ihr Hiersein: so soll Sie mein Haus vor Allem

gegen die Sturmnacht draußen schützen. Wann Sie der Ruhe genossen haben, deren Sie sehr zu bedürfen scheinen, werden wir uns weiter verständigen."

Die Hausfrau erhob sich sogleich, um einige Anordnungen zur Erquickung und Beherbergung der Gäste zu treffen. Speise und Wein wurde ihnen vorgestellt und sie eine Weile allein gelassen.

Als die Hausgenossen wieder eintraten, kamen ihnen Jene, schon einigermaßen erholt, mit herzlichen Dankesbezeugungen entgegen. Mathilde — wir kennen den Namen der Fremden bereits — hatte den Hut samt einer entstellenden Haube abgenommen, die das schlicht gescheitelte Haar und einen Theil des jungfräulich zarten Antlitzes verdeckt hatten; das munter erwachte, schon aufrecht sitzende Knäbchen auf dem Schoße, sah sie wie eine jugendliche Madonna aus. Auch des Mannes Kopf hatte sich verändert. „Ich will," sagte er, „wenigstens einen Theil meiner Geheimnisse vor Ihnen enthüllen," und zeigte lächelnd auf eine blonde Perücke, die er zur Seite gelegt hatte.

Sein wahres Haar war kurz geschoren, um eine hohe, heitere Stirne zu zeigen, unter welcher dunkle, gedankenvolle, aber milde Augen glänzten. Mitten auf dem Scheitel erschien in dem dichten, dunkelfarbigen Haare eine lichte, regelmäßig runde Stelle, in welcher Lilien eine halbverwachsene Priestertonsur zu erkennen glaubte.

Er bat, seine „Schutzbefohlenen" zur Nachtruhe zu geleiten, ihm selbst aber noch einige Mittheilungen an seine gastfreundlichen Wirthe zu gestatten, da er vollkommen ausgeruht sei. Als die Frauen mit seiner Begleiterin und dem Kinde hinausgiengen, wünschte er Letzterer mit einem Händedrucke gute Nacht und heiteres Wiedersehen auf morgen, was sie mit einem innigen Blicke erwiederte. Als er mit Lilien allein war, sagte er zu diesem: „Ihrer Güte werde ich die erste wahre Nachtruhe auf dieser wunderlichen Reise verdanken, auf welcher ich bis hierher nur kümmerliche Rast auf improvisierten Lagerstätten fand, weil meine Pflichten mir ein Wächteramt auferlegten."

Als bald darauf Mutter und Tochter zurück-

gekehrt waren, begann der Fremde: „Gerne möchte ich Ihnen, von Ihrer Verschwiegenheit vorausüberzeugt, Gründe und Ziele unserer Wanderung vollständig anvertrauen. Doch hängt dieß, nach einem von uns geleisteten Versprechen, erst von der Erlaubniß des Mannes ab, an welchen jener Brief gerichtet ist. Einstweilen darf ich Ihnen sagen: Wir flüchten zunächst das von einer unglücklichen sterbenden Mutter uns anvertraute Kind; zugleich aber auch uns Beide, um, so Gott will, einander künftig fürs ganze Leben anzugehören. Ich insbesondere habe Fesseln zu sprengen, die nicht bloß diese Verbindung bisher auf gesetzlichem Wege unmöglich machten, sondern auch meinen Geist an Knechtschaft und Unwahrheit ketteten."

Lillen deutete schweigend auf seine Tonsur. Er antwortete diesem Winke, indem er mit gehobener Stimme sagte: „Sie erkennen den Makel eines falschen Priesterthums, welcher einst dem Haupte des Unmündigen aufgeprägt wurde. Denken Sie nicht, daß ich meinen Glauben meiner

Liebe opfern will. Ihre Freuden und Leiden kehrten erst in meinem Herzen ein, als es sich bereits ohne ihre Hülfe von den Göttergebilden der Menschenhand losgesagt hatte. Mein Name Nikodemus bedeutete mir vor, daß ich einst scheu und verstohlener Weise meinen Heiland besuchen würde; aber ich bin der Selbstverleugnung längst müde und hoffe, in diesem protestantischen und glaubensfreien Lande am hellen Tage meinen wahren Profeß öffentlich abzulegen."

Als Emilie aus diesen Mittheilungen ersah, daß die Wallfahrt des schönen Mädchens nicht Albrecht galt, empfand sie eine lebhafte Freude. Aber noch warf die unbekannte Beziehung des Kindes „einer unglücklichen sterbenden Mutter" zu Albrecht einen Schatten in ihr Gemüth, der durch eine weitere Aeußerung des Fremden noch dunkler wurde. Dieser fühlte sich nämlich durch die hier gefundene Begegnung zu weiterem Vertrauen gedrängt und sagte noch: „Unser Gelöbniß galt zunächst der Sicherheit des Kindes. Ich will nicht hindern, was Sie weiter

muthmaßen werden, wenn ich Ihnen unser engeres Vaterland nenne, sofern Sie Graf Eschenburgs Erlebnisse in seiner Hauptstadt M. erfahren haben." Diese Erlebnisse waren allerdings hier nicht ganz unbekannt, jedoch in einigem Dunkel geblieben, da Albrecht und sein Vater vermieden, sich darüber zu äußern, und neugieriges Forschen mit Ernst zurückgewiesen hatten.

Nikodemus war bestürzt, da er erfuhr, daß Albrecht nicht auf der nahen Eschenburg, sondern in der Residenz wohne, fand sich aber durch Liliens bereitwillige Zusage erleichtert: daß er unverzüglich am kommenden Morgen den Brief durch sichere Hand an den jungen Grafen senden und diesen nach Eschenhof einladen wolle, da der Auftrag der Fremden seines Vaters nicht gedachte und ihre günstige Aufnahme in Eschenburg sich schwer voraussagen ließ. Emiliens Herz schlug bei diesem Vorschlag schneller; sie wagte kein Wort dafür, noch dagegen zu äußern.

Aufgemuntert durch die Theilnahme der Zuhörer hatte eben Nikodemus begonnen, Manches

zu erzählen, was er innerlich und äußerlich erlebt hatte, als ein zweiter, in der späten Abendstunde um so auffallenderer Besuch sich durch die Thorschelle und das rasche Vorfahren eines Wagens ankündigte. Unmittelbar darauf rief eine laute Männerstimme in den Hof hinein: „Ist man hier recht auf dem Gute Eschenhof?"

„Das ist die Stimme unsers Verfolgers!" rief Nikodemus, erschrocken aufspringend. Lilien hieß ihn ruhig bleiben und schritt hinaus. Man hörte ihn an dem Thore nach dem Namen des Angekommenen, diesen aber dagegen statt der Antwort heftig nach den Flüchtlingen fragen, die laut Angabe der Post hier eingetroffen sein müßten. Lilien sagte mit fester Stimme darauf: „Erst sagen Sie mir, Wer Sie sind und warum Sie sich um mein Haus und seine Besucher kümmern." Die vorige Stimme antwortete barsch: „Ich habe nur mit den Flüchtlingen zu schaffen und werde Ihnen sagen, Wen Sie in diesen aufgenommen haben und welches Recht ich auf sie habe, sobald Sie das Thor geöffnet haben." „Gemach!"

sagte Lilien, „so lange Sie Ihr Recht nicht beweisen, rathe ich Ihnen zu Ihrem Besten, das meine auf Haus und Hof besser zu achten.“

Hierauf kreuzte sich im Inneren des Wagens eine zweite und ruhigere Männerstimme mit der aufgeregten des ersten Sprechers. Im Scheine der Wagenlaternen und anderer, mittlerweile von Liliens Dienern herbeigebrachter, ließ das „doppelt geöffnete Haus“ aus dem einen Schlage einen jungen Offizier, aus dem andern einen hohen, hageren, in einen Mantel gehüllten Mann ins Freie.

Ersterer redete Lilien, der ruhig hinter dem Eisengitter des verschlossenen Thores stehn geblieben war, mit höflicher Verbeugung an: „Entschuldigen Sie unsere Zudringlichkeit, aber wir verlangen im Namen des Gesetzes Einlaß.“

„Welches Gesetzes?“ fragte Jener dagegen; „wollen Sie sich gefällig ausweisen.“

Der Offizier sagte stutzend: „Dieß bedarf weiterer Erörterungen, die wir doch nicht hier unter freiem Himmel pflegen können.“ Sein Be-

gleiter machte ungeduldige Bewegungen und ließ sich durch die beschwichtigende Winke des Andern nicht abhalten, im alten Tone einzufallen: „Für längere Zögerung werde ich Sie bei Ihrem Herrn, dem regierenden Grafen Eschenburg selbst, verantwortlich machen.“

„Glücklicherweise,“ entgegnete Lilien spöttisch und unwillig, „bin ich nur mein eigener Vasall;“ und fuhr, in ruhigem Tone zu dem Offizier gewendet, fort: „ich bedaure, Sie für diese Nacht nicht in mein Haus einladen zu können, werde aber morgen früh für die gewünschten Erörterungen zu Diensten stehn. Sie finden im Dorfe ein anständiges Nachtquartier, nach welchem Sie mein Diener geleiten mag.

Der Offizier verbeugte sich zustimmend, indessen erklärte der Postillon, sie zu dem ihm wohlbekannten Wirthshause fahren zu wollen. Jener empfahl sich mit einigen artigen Worten, während sein Reisegenosse in trotzigem Schweigen und zögernd wieder einstieg.

Als Lilien wieder in das Wohnzimmer trat,

fand er Alle in großer Aufregung, vorzüglich die Fremde, die sich flüchtig wieder angekleidet hatte und herunter gekommen war. Nikodemus sagte: „Der erste Sprecher war mein und des Kindes Verfolger, der Priester Valerius, jetzt des Prinzen * * Beichtvater und Günstling; in dem zweiten glaube ich einen vertrauten Adjutanten des Prinzen zu erkennen. Hoffentlich habe ich Beide auf diesem Grunde und Boden wenig zu fürchten. Die Prahlerei „im Namen des Gesetzes" sollte Sie nur einschüchtern, da Jenen die Eile der Verfolgung in keinem Falle Zeit gelassen hat, sich mit den hiesigen Landesbehörden in Vernehmen zu treten; und sobald Graf Eschenburg unsere Mission angenommen hat, wird nicht bloß das Recht der Menschlichkeit, sondern auch des Staates für uns sein, allerwenigstens für das Kind. Ihr Hauptzweck und unsere Gefahr bestand in der Möglichkeit, daß sie uns, unmittelbar und bevor wir den Grafen erreichten, in ihre Gewalt bekämen. Sie werden jedoch nun weitere Umtriebe machen, wahrscheinlich zuerst bei dem Vater des jungen Grafen."

Diese Muthmaßung war richtig. Am folgenden Morgen wartete Lilien, gegen Drohung und Ueberredung gerüstet, vergeblich auf den Besuch der Fremden. Statt ihrer kam der Gastwirth, bei welchem sie eingekehrt waren, und dankte ihm lachend für die zugewiesenen Gäste, deren Abweisung ihm der Postillon ausführlich erzählt hatte. Am frühen Morgen hatten sie nach der Ortspolizei gefragt und den Bürgermeister, den er ihnen in seiner Person vorstellte, für die „verdächtigen" Gäste im Herrenhause verantwortlich machen wollen, er aber entgegnet: Herr Lilien sei als ein „richtiger Mann" bekannt, und Fremdenanzeige auf dem Lande nicht Polizeigebot. Dennoch wolle er anfragen, sobald die Herrn fürs Erste sich selbst und fürs Zweite ihr Recht zur Nachfrage legitimieren wollten. Der „Pfaffe" habe hierauf Etwas von Bauerntrotz gemurmelt, der Offizier dagegen das Gespräch abgebrochen und höflich um Besorgung einer Ueberfahrt nach Eschenburg gebeten, den Wagen aber mit dem Postillon auf die Station zurückgeschickt.

Lilien fügte diesen Umstand noch seinem bereits geschriebenen Briefe an Albrecht zu, schloß denselben in Nikodemus Gegenwart dessen Sendung an Jenen bei, und wollte so eben seinen Oberaufseher als sicheren Eilboten in die Residenz senden, der unterwegs auch in Mittenhagen einen in der Nacht geschriebenen Brief Emiliens an Auguste abgeben sollte, als Dietwold eintrat.

Die Neugier hatte diesen schon gestern Abend in das Wirthshaus geführt, da ihm die an seiner Wohnung vorübergerasselten Wagen in dem außerhalb der Poststraße gelegenen Dorfe auffielen, um so mehr, da er noch Tags zuvor bei einem Besuche im Herrenhause kein Wort von erwarteten Gästen gehört hatte. Was er von dem Wirthe erfuhr, steigerte seine Neugier, und seine Einbildungskraft hieß Frau Aventiure willkommen, deren Ankunft das Einerlei des Ortes unterbrach. Letzteres lastete um so mehr auf ihm, da Emilie bisher mehr ihren Gedanken, als ihm, Audienz gab.

Seine Stellung zu der Familie Lilien gestattete ihm, an diesem nächsten Morgen persön-

lich vorzusprechen, ohne den Vorwurf der Zudringlichkeit zu befürchten. Die aufgeregte Stimmung, die er dort vorfand, theilte sich ihm mit. Lilien deutete ihm die Umrisse der gestrigen Ereignisse an und um Was es sich zunächst handele. Er wurde von dem Wunsche ergriffen, auch eine Aufgabe dabei zu übernehmen, drang in Lilien, ihn zum Eilboten zu wählen, und erbat Emiliens Brief mit den Worten: „Geben Sie mir in Ihrem Vertrauen einen Ersatz für ein anderes, mir entzogenes Gefühl und, wenn nicht ein Heilmittel, doch eine Linderung für meine Wunde" — „an welcher Sie auch ohnedieß nicht verbluten würden", setzte Emilie hinzu, trotz ihrer ernst erregten Empfindungen über die tragische Mimik lächelnd, welche er seinem lebensfrischen, von keinem Liebeskummer benagten Gesichte aufzuprägen bemüht war.

Sein Wunsch wurde erfüllt. Nach kurzer Rückkehr in seine Wohnung kam er reisefertig wieder, um mit den anvertrauten Briefen abzugehen.

Emilie hatte Augusten bündig die gestrigen Vorfälle berichtet und den Brief mit den Worten geendigt: „Ein eigenthümlicher Vorfall läßt die letzte Botschaft, das Vermächtniß — wie ich nicht zweifle — der einst Geliebten und Verlassenen an Albrecht gerade in unser Haus gelangen, und sein erster Besuch darinn wird dieser Botschaft, nicht mir, gelten. Was bedeutet mir das? Entfremdende Nähe des Freundes, zur Strafe dafür, daß ich mich durch den Raum zu wenig von ihm trennen ließ? Doch ich schäme mich, Deinem klaren Sinne von Vorzeichen und Versuchungsmärchen vorzureden.“

Dietwold hatte sich begnügt, diesen Brief auf der Durchreise abzugeben, um zu Albrecht zu eilen und erst auf dem Rückwege einen Tag in Mittenhagen zu rasten. Früher, als er, erschien dort Albrecht, der trotz seiner Eile sich gedrungen fühlte, einige Minuten lange bei der Freundin zu verweilen und ihr zum ersten Male seine Liebe zu Emilien offen auszusprechen, zugleich auch die Besorgniß: das Vermächtniß einer alten Liebes-

täuschung möge auch den neuen Liebesbund nicht zur Wahrheit für ihn werden lassen, wenn gleich Emiliens mögliche Mißdeutungen dieses Vermächtnisses sogleich durch ihn gelöst werden würden. Um ähnlichen Mißdeutungen von Augustens Seite vorzubeugen, zeichnete er ihr in Kürze, was zwischen ihm und Hedwig Elbingen vorgefallen war, und zeigte ihr deren letzten Brief. „Jedenfalls“, sagte er, „muß ich jetzt über Emiliens Gefühle und Gesinnungen gegen mich ins Reine kommen. Nur die Ungewißheit darüber, nicht Rücksichten des Standes und der alten Familientrennung, hielten mich bisher von entschiedener Erklärung und Bewerbung ab.“ Sie stimmte ihm einfach zu und sagte zu dem Scheidenden, der zu fein fühlte, um sie nach etwaiger Herzensbeichte ihrer Freundin zu fragen: „Seid nur beide klar und wahr, Jedes gegen sich und das Andere. Täuschung übt verbindend und trennend gleich unheilbringende Macht, über fremde Herzen, die sie an einander kettet, über verwandte, die sie durch Verkennung aus einander hält oder reißt. Ich

wünsche Ihnen und meiner Emilie Glück zu Allem, was diesen Namen verdient!"

Als er weggeeilt war, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Bin ich zur alten Jungfer geworden, die jedes Liebesgeständniß ruhig anhören darf, weil keines ihr gilt? Bin ich glücklich, weil ich oder wenn ich über das täuschendste und zufälligste aller Gefühle erhaben bin? Ist meine Brust stark genug geworden, um die reinste Alpenluft hoch über der menschlichen Atmosphäre ohne Schmerzen und Beklemmungen einzuathmen? Ist irgendwo in meinem Herzen noch eine Knospe geschlossen, die ein unvermutheter Sommermorgen öffnen könnte? Lieber ein allmälig erwärmender und beseelender Spätsommertag, der die Temperatur der Freundschaft zur Liebe erhöht, als die frühe Fülle der Blüte, die am Mittage schon verwelkt steht!"

Sie sah jetzt durchs Fenster Dietwold, der dem Hause zuschritt, und gieng in das Familienzimmer hinab, um ihm dort zu begegnen. Er sah etwas blaß und angegriffen aus; Frau Helmering äußerte ihm dieß theilnehmend. „Todmatt!"

sagte er, mit der Hand nach seinem Herzen deutend und einen schwermüthigen Blick auf Auguste richtend. „Armer Freund!" bedauerte diese, die von ihm angedeutete Mattigkeit travestierend, „die Reise war auch gar zu ermüdend — bitte, liebe Mutter, schnell die Schlüssel zu Keller und Vorrathskammer!"

Er kannte Augusten und in der That auch sich selbst genug, um den Spott ihrer Deutung zu verstehn und sich getroffen zu fühlen, rächte sich aber, indem er in der vorigen Tonart zu ihr sagte: „Sie sahen ihn, ich sie zum letzten Male, das heißt auf Nimmerwiedersehen mit den alten Empfindungen. Aber wir beide wollen nun vereint dem Schicksale zeigen, daß es unsere Herzen nicht veröden kann."

Eine leise beschämende Erinnerung gieng durch Augustens Seele und zeichnete sich einen Augenblick auf ihren Zügen; sie faßte sich aber schnell und sagte zu Dietwold: „Ich wette, die Muse hat Ihnen bereits die verlorene Wirklichkeit ersetzt, indem sie sie Ihnen zum Novellenstoff verklärte."

„Amen, so ist es schon geschehen“, antwortete er lachend und in seinem natürlichen Tone; „leider bin ich die einzige komische Figur in der Novelle.“

Auguste nickte erheitert und sagte: „Ihre Kunst wird selbst die Komik als bunten Strahlenkranz um Ihr Haupt weben.“

Albrecht hatte Dietwold herzlich für seinen Freundschaftsdienst gedankt und ihn für die Erklärung der Angelegenheit, die ihn nach Eschenhof rief, zunächst an Augusten verwiesen. Als Dietwold nun durch diese erfuhr, daß das Kind nicht zwischen Jenen und Emilien treten werde, und Wer dessen Eltern waren, gab er den letzten, noch geheim gehegten, Gedanken an die Rückkehr seines ersten Liebesglückes auf. Er sagte mit heiterem Ernste zu Augusten: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wer sich dem Frühling im Ganzen geweiht hat, keiner einzelnen Blume angehören darf.“

„Erfassen Sie“, erwiederte Auguste freundlich, „diese Weihe nur ganz, so lange nämlich

der Frühling dauert — vielleicht länger für Sie, als für andere ehrliche Leute. Aber wir werden auch einen Herbst erleben, und dann hoffe ich Sie unter den thätigen Schnittern zu sehen, sogar, wo die Sicheln sich mit Blut färben sollten, wenn meine schwere Ahnung nicht trügt."

Kurze Zeit vor diesen Tagen hatte Hedwig Elbingen in den letzten Stunden ihres früh verblühten Lebens den längst gereiften Entschluß ausgeführt, ihr und des Prinzen Söhnchen dem einst und noch immer geliebten Albrecht Eschenburg zuzusenden und ihm die rettende Sorge für dessen Zukunft ans Herz zu legen.

Ihre Verbindung mit dem Prinzen, in dessen Arme sie Leidenschaften der verschiedensten Art und ein priesterlicher Unhold geführt hatten, war nur ein kurzer schwüler Traum gewesen. Der gesättigte Wüstling hatte sie um so schneller verlassen, da er bei ihr weder heitere Zerstreuung, noch den Zauber einer Herzensneigung fand, deren

Mangel sie ihm nicht verhehlen konnte. Valerius, den sie, zu spät erwacht, mit harten Worten als einen Geist der Finsterniß von sich wies, war rachsüchtig genug, um dem Prinzen ein solches Mißtrauen gegen sie einzuflößen, daß er die Mutter Werdende entschieden verstieß und ihr Kind nicht als das seine erkennen wollte. Dieses Kind knüpfte sie jetzt allein an das Leben; ihre Eltern waren längst todt, Geschwister und vertraute Freundinnen hatte sie nicht. Auf einem einsam gelegenen Schlosse, in welches sie sich schon vor ihrer Entbindung zurückgezogen hatte, ließ sie das Kind auf ihren Namen taufen, und zwar durch den jungen Kapellan Nikodemus, den wir bereits flüchtig kennen lernten. Sein ganzes Wesen flößte ihr Zutrauen ein, ob ihn gleich Valerius Empfehlung an diese Stelle befördert hatte.

Er wurde von da an ihr Beichtvater und geistiger Beistand, während Valerius dem Prinzen seine vielseitige Brauchbarkeit gewährte und auf diesen allmälig in geistlichen wie in weltlichen Dingen unbeschränkten Einfluß gewann. Hedwigs

Täuschungen und Enttäuschungen in der Liebe waren so enge mit solchen in der Religion und in deren treulosem Ausleger Valerius verknüpft, daß ihr zerknirschtes Herz nach einer höheren Erkenntniß, Buße und Lossprechung dürstete, als die ihr der Gnadenschatz der ihr anerzogenen und ihrem früheren eiteln Sinnenleben genügenden Religion gewähren konnte. Sie lernte jetzt verstehn, Was einst Albrecht von ihr trennte, und gerade seine damals gegen sie selbst wiedererrungene und durchgeführte Selbstständigkeit weckte, verbunden mit dem Bewustsein ihrer eigenen unerloschenen Liebe zu ihm, ihre Hoffnung, daß er die letzte Bitte der einst Geliebten treu erfüllen und sich ihres Kindes annehmen werde, wenn sie nicht mehr wäre.

Ihr Bedürfniß, sich an eine stärkere Persönlichkeit unmittelbar anzulehnen, war glücklicherweise jetzt besser berathen, als früher. Nikodemus, dessen Geist sich bereits durch eigene Kraft dem verdumpfenden und einschläfernden Glauben entwunden hatte, erschien ihr als ein gottgesandter

Retter ihrer Seele, während ihr Körperleben einem unheilbaren Welken verfiel. Er vertraute ihr seinen Entschluß an, auf einen sichereren Boden zu fliehen, um in dem Protestantismus seinen eigentlichen Glauben öffentlich bekennen zu dürfen. Sie beschwor ihn in Voraussicht ihres nahenden Todes, ihr bis dahin zur Seite zu bleiben, sobald dieser aber erfolgen würde, ihr Söhnchen mit sich aus dem Lande zu flüchten, dessen ganze Luft ihr jetzt vergiftet schien, und Albrecht Eschenburg in seiner Heimat aufzusuchen.

Nikodemus gelobte ihr, diese Bitten zu erfüllen und nach allen Kräften für die Zukunft des Kindes einzustehn. Die Aussicht, sich mit diesem zu retten, öffnete sein Herz einer Empfindung und einer weiteren Hoffnung, welcher er bisher in den Fesseln des Priesterthums nicht Raum geben durfte.

Seine Anstellung an der Schloßkapelle hatte ihn schon kurz vor dem Einzuge der Gräfin zum Nachbarn und täglichen Hausgenossen des Schloßverwalters gemacht, dessen liebliche Tochter Ma-

thilde den jungen Priester mit sanften, ahnungsvollen Augen anblickte und ihn allmälig zu der Gewißheit brachte, daß der Schlag seines Herzens sich ebensowenig mit den römischen Priestersatzungen vertrage, als die Denkkraft seines Hauptes. Hedwig war glücklich, an dem einsamen Orte das holde, mit der von ihr verlassenen Welt unbekannte Mädchen zu finden, und zog es ganz an sich heran. Sie wurde die Vertraute beider Liebenden, bevor noch diese einander selbst ihre Gefühle gestanden hatten. Die Hoffnung, mehrerer ihr nahe stehender Menschen Glück begründen zu können, warf einen milden Strahl in die Abenddämmerung ihres Lebens.

Besonnen traf sie ihre Anstalten, um nicht von tödtlicher Schwäche übereilt zu werden, wobei ihr Mathildens Vater treulich an die Hand gieng. Diesem übergab sie eine bedeutende Summe in Werthpapieren und Gelde, welche des liebenden Paares Zukunft sichern und ihm sogleich nach ihrem Tode eingehändigt werden sollte. Eine andere Summe sollten die Fliehenden für ihren

Knaben mitnehmen, damit dessen Lebensunterhalt und Erziehung nicht durch Hemmungen beengt werde, die auf irgend einer Seite eintreten könnten. Namentlich war sie nicht ohne Sorgen für die Ausführung ihres, obwohl nach allen Gesetzesformen und durch redliche Hand abgefaßten und gerichtlich niedergelegten, letzten Willens, nach welchem ihre verkäuflichen liegenden Güter zu Gunsten ihres Sohnes und einzigen Erben zu Gelde gemacht werden sollten.

So wenige und zuverlässige Theilnehmer auch diese Geheimnisse hatten, so hatten jene doch Ursache, sich belauert und überwacht zu glauben, und zwar durch geistliche Späher, deren Besuchen und, theilweise amtlich berechtigten, Fragen sich Nikodemus nicht ganz entziehen konnte. Seine Rechtgläubigkeit war schon früher in Zweifel gezogen worden; indessen war man zufrieden gewesen, daß er nichts Auffallendes that, und hütete sich, ihn durch despotische Verfügungen zu entschiedenerem Auftreten zu reizen. Seitdem die Gräfin das Schloß bewohnte, behielt ihn Valerius argwöhnisch im Auge.

Dieser würdige Sohn der Kirche, welcher deren Bestes nie neben seinen Privatzwecken vergaß, hatte die Hoffnung gefaßt, einst Hedwig wieder zu versöhnen und zugleich ihren alten Glauben zu einer Bußfertigkeit zu steigern, die die nicht durch „weltliche Werke," sondern durch Hingebung ihrer Person, ihres Sohnes und ihrer Güter an die Kirche ihre Beleidigung gegen den Vertreter derselben und alle ihre andern Vergehen sühnen würde. Denn auch ihren Sohn wagte er in einem heuchlerischen Briefe an sie „das Kind der Sünde" zu nennen, als könne er dadurch seine unheilige und unheilvolle Einwirkung auf ihre Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse löschen. Zur Unterstützung jenes frommen Planes hatte er Nikodemus zu werben versucht, aber in ihm einen Gegner gefunden, dessen Einfluß auf Hedwig und auf die Bestimmung ihres Sohnes er nicht heben konnte, solange derselbe in ihrer Nähe war, was er für jetzt nicht zu ändern wußte.

Als er erfuhr, daß Hedwig unheilbar kränkele,

suchte er weltliche Hülfe zu gewinnen, um nach ihrem Tode Kind und Güter in seine oder eine befreundete sichere Hand zu bekommen. Er bereute jetzt seine frühere Verleumdung Hedwigs bei dem Prinzen und konnte mit Grund an Hedwig schreiben, daß er Jenen soweit zum Bewußtsein seiner Vaterpflichten gebracht habe, daß es nur noch ihrer ausdrücklichen Anerkennung derselben bedürfe, die sie bisher, ohne Zweifel aus edlem Stolze, versäumt habe auszusprechen.

Sie hatte bisher seine Briefe unbeantwortet gelassen, schrieb aber auf diesen zurück: „Mein Knabe trägt nur meinen Namen und ist an kirchlicher und weltlicher Stelle als mein Sohn anerkannt. Ich werde dafür sorgen, daß er seiner Zeit eine bessere Obhut und Erziehung finde, als die von Ihnen gebotene väterliche, vor der mir schaudert, und daß er nicht die Schuld seiner Mutter durch ein mißgeleitetes Leben zu büßen habe.“

Seitdem vermuthete Valerius ihre Absicht, ihren Sohn ganz aus seinem und des Prinzen

Bereiche zu entfernen, und suchte ein Spähernetz um sie zu ziehen. Durch Bettelmönche, fahrende Krämer und anderer dienstwillige Geister erhielt er Nachrichten über ihre Person und Umgebung, namentlich über Nikodemus und Mathildens Stellung zu ihr und Beider zu einander, soweit auch letztere vermuthet und erlauscht wurde. Späterhin erfuhr er ohne große Mühe: daß Hedwig Geld und Werthpapiere herbeischaffen ließ und Auftrag gegeben hatte, ihr schon früher ausgebotenes Haus in der Residenz möglichst schleunig an Baarzahler zu verkaufen. Seine Beobachtungsgabe setzte aus den verglichenen Merkmalen ihre und ihrer Vertrauten Vorhaben so ziemlich richtig zusammen, und endlich gelang es ihm auch, einen Diener ihres Hauses zu bestechen, der die Vorbereitungen zur Flucht belauschte und ihm versprach, zur rechten Stunde ihm unverzügliche Nachricht zu geben. Indessen war das Ziel dieser Flucht bis dahin nicht auszuspüren; Valerius vermuthete zwar ein protestantisches Land, aber Hedwigs Vertrauen zu Albrecht lag seiner Denk-

weise so ferne, daß er mit keinem Gedanken auf diese Spur kam.

Er traf absichtlich keine Vorbeugungsanstalten, weil er mit Einem Schlage das Kind und den abtrünnigen Standesgenossen in seine Gewalt zu bringen hoffte, weßhalb er namentlich auch Letzteren durch keine geistlichen Abgeordneten mehr beunruhigte und ihn vielmehr recht sicher zu machen wünschte. Seine fanatische Wuth gegen den Priester, der seine strafbare Person samt dem Kinde der heiligen Mutter Kirche entziehen wollte, überwog noch seinen persönlichen Groll gegen Hedwig. Die Verdienste, die er sich um die Kirche zu erwerben gedachte, hoffte er denn auch innerhalb derselben für seine persönliche Stellung geltend zu machen.

Nikodemus, der sich beobachtet wuste, ohne alle einzelnen Pfade der Nachspürer aufzufinden, vermuthete richtig Valerius Absicht, seine Wachsamkeit einzuschläfern, um nach der Gräfin Tode einen Hauptschlag gegen ihn auszuführen, und rüstete für diese nahende Katastrophe die eiligste Flucht vor.

Hedwig hatte ihm noch mit vollem Bewußtsein die Urkunden für ihren Knaben übergeben, darunter eine, welche die mütterlichen und vormundschaftlichen Rechte auf ihn und bedingungsweise auf Albrecht übertrug; sodann einen Brief an Letzteren, mit einer aus tiefstem Inneren heraus gefestigten Hand geschrieben und mit den Worten schließend: „Meine Liebe zu dem Manne, der mich mit Recht verließ und dessen Schuld es nicht ist, daß meine Schwächen mich völlig sinken ließen, war einst sündiger Art, wurde aber durch Reue und Entsagung geläutert und verließ mich nie. Diesem Manne, dessen wahren Werth ich erst erkannte, nachdem ich ihn unwiederbringlich verloren hatte, lege ich die Zukunft meines Kindes und seiner treuen Begleiter ans Herz und spreche die zuversichtliche Hoffnung aus: daß er dieß Kind nie seinem frivolen herzlosen Vater, noch Valerius, dem Verderber meiner schwachen Seele, oder irgend Einem seiner Geistesverwandten zur Beute lassen, vielmehr es in seinem eigenen Sinne und Glauben erziehen helfen werde."

Als sie eines Abends ihr Ende herannahen fühlte und der Arzt ihr auf ihr ernstes Befragen erklärt hatte, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben habe, drückte sie ihre erkaltenden Lippen noch einmal auf die blühenden, lebenswarmen des Kindes und übergab es dem jungen Paare, das sogleich im Schutze der bergenden Nacht seine Flucht antrat.

Indessen hatten auch die Späher ihre Anstalten gut genug getroffen und folgten den Flüchtlingen auf dem Fuße nach, wie wir schon früher erfahren haben. Valerius kam außer sich, als ihm der schon sicher geglaubte Fang innerhalb der Landesgrenzen mißglückte. Jedoch hatte er auch für diesen Fall vorgesehen und schriftliche Zeugnisse und Forderungen der kirchlichen Oberbehörde zu sich genommen, die er im Auslande gegen Nikodemus geltend zu machen hoffte. Zugleich war der ihn begleitende Adjutant des Prinzen beauftragt, im Nothfalle des Letzteren väterliche Ansprüche auf das Kind zu beurkunden, wiewohl der Prinz nur ungern und auf des Priesters

Andringen eine Schrift zu diesem Zwecke ausgestellt hatte.

Aber die legitimen Götter waren nicht stark genug, um das von ihren Anbetern angeklagte „Doppelverbrechen des Kinderraubes und des Kirchenraubes" zu strafen, und musten einer höher berechtigten Gewalt weichen. Valerius verlor über dem fortgesetzten Mißlingen seiner sorgfältigsten Pläne und Anstalten und vollends auf der Verfolgung der stets fast nur um einige Schritte vorauseilenden Flüchtlinge endlich alle gewohnte Selbstbeherrschung und Mäßigung. Sein Ungestüm und die Glätte seines Begleiters, der sich im Stillen seiner Sendung schämte und nicht ohne Schadenfreude den vergeblichen Zorn des Priesters sah, dessen Zwecken er sich untergeordnet fühlte, richteten nirgends Mehr aus, als in Eschenhof.

Wir wissen bereits, daß sie von dort nach Eschenburg übersetzten. Was ihnen erst wahrscheinlich geworden war, seit der Wettlauf die Grenzen des Fürstenthums überschritten hatte, galt

ihnen jetzt als Gewißheit: daß Eschenburg das Ziel der Verfolgten war. Jetzt war ihnen daran gelegen, Jenen dort zuvorzukommen, bevor der alte Graf sich für ihren Schutz verbürgt hätte, und ihnen, wo möglich, den rettenden Hafen zu verrammeln. Daß Graf Albrecht in der Hauptstadt lebe, hatten sie erst in Eschenhof erfahren.

Des Letzteren Lebenslauf seit seinem Abgange von M. war dort nicht näher bekannt geworden. Der Prinz und Valerius hatten anfangs erfahren, daß er bei seinem Vater verweile. Fernere Nachforschungen stellten sie nicht an, da sie kaum sich selbst, noch weniger Andere an ihre Beziehungen zu Albrecht erinnern mochten und nicht denken konnten, je wieder mit ihm in Berührung zu kommen. Daß Hedwig für immer von ihm getrennt war, galt ihnen für gewiß, und so erfuhren sie auch nicht eher, daß ihre Seele mit ihm verbunden geblieben war, als bis sie die Nachwirkungen dieses Andenkens nicht mehr hindern konnten.

Hedwig hatte tausendmal in verschwiegenem

Herzen nach Albrechts Schicksale gefragt, aber nicht den Muth, noch die Gelegenheit gehabt, Näheres darüber zu erkunden. Als ihr Vorsatz reifte, ihm ihr Kind anzuvertrauen, weihte sie Nikodemus in ihre Lebensgeschichte seit ihrer ersten Bekanntschaft mit Albrecht ein. Auch Jener fand in der schnell verlaufenden, vielfach bewegten Frist seit diesen Mittheilungen keinen Weg der Erkundigung nach Albrechts Lebenskreise und Aufenthalte und muste sich mit der Hoffnung begnügen, ihn in seinem kleinen Vaterlande leicht und bald zu finden, wenn er nicht auf seinem Stammschlosse wohnen sollte. Und selbst wenn ein ungünstiges Geschick seine Sendung an ihn vereiteln sollte, versprach doch noch das protestantische Land an sich eine Zuflucht vor papistischer Verfolgung.

So geschah es, daß Albrechts Freunde und Feinde in jenem Lande kaum mit einiger Gewißheit annahmen, daß er noch lebe, ganz ungewiß, wo und wie; und daß sie deßhalb beiderseits Eschenburg zum endlichen Reiseziele nahmen.

Albrecht hatte alle Verbindungsfäden mit

M. durchgeschnitten und soviel möglich auch die Erinnerungen an seinen Aufenthalt daselbst verbannt. Die Theilnahme für Hedwigs Schicksal, die er anfangs noch hegte, erkaltete durch die bald nach seiner Heimkehr erhaltene Kunde, daß sie als des Prinzen Mätresse gelte. Seitdem hatte er nie wieder nach ihr gefragt.

Graf Bodo nahm den Besuch der beiden Herrn, dessen Zweck er nicht kannte, mit einiger Befremdung an. Der Adjutant sagte als Wortführer: Ihr Besuch sei zwar dem jungen Grafen zugedacht gewesen, den sie auf Eschenburg anwesend geglaubt hätten. Aber sie hielten sich im beiderseitigem Interesse verpflichtet, nun auch Ihn mit ihrer Angelegenheit bekannt zu machen, da sein väterliches Ansehen nöthigenfalls seinen Sohn vor möglichen Entschlüssen abhalten werde, die unangenehme Folgen nach sich ziehen müßten. Der alte Herr unterbrach den Sprecher mit der Bemerkung: daß er geglaubt habe, die früheren persönlichen Begegnungen und Beziehungen seines Sohnes in M. seien eine Sache der Vergangenheit.

„Auch wir," entgegnete der Adjutant, „sind ganz dieser Ansicht; aber eine Intrigue sucht dieselben wieder anzuknüpfen und zu benutzen." Er erörterte nun, oft durch heftige Zwischenreden des Priesters unterbrochen, wie Albrecht zum Beschützer jenes Doppelverbrechens gemacht werden sollte. Graf Bodo hörte ihn aufmerksam an und antwortete, auf Valerius deutend: „Der hochwürdige Herr hat, wenn ich nicht irre, bereits die Erfahrung gemacht, daß mein Sohn auch ohne seines Vaters Hülfe Intriguen zu entlarven und von sich abzuwenden weiß. Ich hoffe, daß er auch bei dieser Intrigue (er wiederholte diesen Ausdruck des Adjutanten mit spöttischer Betonung) seine Einsicht und Entschlossenheit ohne meinen Rath bethätigen wird, und erlaube mir, Sie ganz und allein an ihn zu verweisen." Er stand auf und machte durch eine ausdrucksvolle Verbeugung der Unterredung ein Ende.

Die Wanderer giengen nun in die Residenz, fanden aber Albrecht dort nicht mehr, weil er

bereits nach Eschenhof abgereist war. Indessen hatte Valerius schon vorher eingesehen, daß seine persönliche Begegnung mit Jenem ihrem Zwecke eher schaden, als nützen werde, und hoffte, diesen leichter in Albrechts Abwesenheit zu fördern und dabei dem verhaßten Gegner zu schaden. Nach seinem Wunsche sollte ihr Reisezweck vor Allem unmittelbar dem Fürsten mitgetheilt werden, welchem er bei dieser Gelegenheit Albrechts früheres Verhalten in M. im gehässigsten Lichte darzustellen gedachte. Aber sein besonnenerer Begleiter setzte seinen Willen durch, zuerst dem ortskundigen Vertreter des heimischen Hofes an dem hiesigen sich anzuvertrauen und dann einen juristischen Rathgeber und Beistand zu suchen.

Ersterer aber sprach ihnen unverholen seine Ansicht dahin aus: der Fürst werde sich um prinzliche und kirchliche Privatangelegenheiten ihrer Heimat jetzt nicht mehr kümmern, als damals, wo sein Gesandtschaftsattaché zu M. in Verwickelung damit gerieth, und er keine sonderlichen Sympathien für dieselben äußerte. Sobald Ni-

kodemus seinen voraussichtlichen Uebertritt zum Protestantismus erkläre, würden seine früheren Oberen hier zu Lande gar Nichts zu sagen, und am Wenigsten Valerius persönliche Einsprache Erfolg zu hoffen haben. Was den Knaben anlange, so werde des Prinzen — nach Valerius eigenen Angaben — allzuspät ausgesprochene und von Gräfin Elbingen nie zugestandene Vaterschaft keine rechtliche Geltung gewinnen; ohne Zweifel hätten sich die Gegner bereits vorgesehen und könnten eine Vormundschaft oder Annahme an Kindes Statt urkundlich belegen, da die Flucht so lange her vorbereitet gewesen sei. Er sei übrigens bereit, ihre Aufträge und Zeugnisse aus Rücksichten für den Prinzen (er warf darauf einen Blick auf Valerius) zu übernehmen und im Stillen sich bei Kundigen Raths zu erholen. In keinem Falle dürfe hier in der Residenz Aufsehen über die Sache entstehn, was gewiß auch am Wenigsten in M. gewünscht werde. Am Klügsten würden die Herrn heimkehren und ihre Sendung von dem Augenblicke an, wo sie die

Grenze dieses Staates überschritten, ohne der Flüchtlinge habhaft zu werden, als eine verfehlte ansehen.

Wir haben in dieser Angelegenheit nur noch zu berichten, daß des Diplomaten Rath befolgt wurde und seine Ansicht über das gänzliche Mißlingen der Unternehmung sich bald als richtig bewährte.

Des Prinzen Leichtsinn überwog seine Leidenschaften, wie sein Gewissen. Er war froh, „des zweifelhaften Sohnes los zu sein", wie er sich gegen seinen würdigen Beichtvater ausdrückte.

Dieser wuste zwar sein eigenes Gewissen mit gleicher Kasuistik, wie die seinem Rathe anvertrauten, zu beschwichtigen, muste sich aber mit ohnmächtigem Grimme gestehn, daß der Richterspruch des Erfolgs: „Zu spät!" seine meisten bisherigen Entwürfe getroffen und damit auch seine Unbrauchbarkeit zu allen jenen kirchlichen und weltlichen Missionen ausgesprochen hatte, bei welchen die sittliche Kraft Nichts, die Klugheit Viel, die „glückliche Hand," d. h. die

rasche Benutzung des Zufalls am rechten Orte, das Meiste gilt und wirkt.

Hedwigs Brief und nachher die Schilderungen der Flüchtlinge bewegten Albrecht aufs Tiefste. Nicht sowohl die einst Geliebte, als das unglückliche Weib, dessen Schwächen er jetzt weit mehr entschuldigte, als seine eigenen in jener Zeit, trat vor seine Augen. Vollends erschütterte und rührte ihn ihre Selbstanklage vor ihm, der sie einst verlassen hatte, und der lebendige Beweis ihrer Achtung und ihres Zutrauens, den sie ihm sandte, und ihr letzter Wille wurden ihm ein heiliges Vermächtniß.

Er war nicht abergläubisch und sah in dem Zufalle, der ihn ohne Vorschub und Umweg an den Ort führte, nach welchem er sich bisher so oft in zweifelnden Gedanken versetzt hatte, eben nur den Zufall, nicht den absichtlichen Witz eines allmächtigen Puppenspielers, in welchen die kindische Phantasie der Menschen den Welt-

gesetzgeber zu karikieren pflegt. Wohl aber fand er in seinem eigenen lebhaften Schmerze bei dem Gedanken, Emilie möchte ihm durch jenen Zufall in irgend einer Weise entfremdet werden, den entscheidenden Wink seines inneren Wegweisers.

Aehnliches empfand und dachte Emilie, als Albrecht ihr, unwillkürlich zuerst unter Allen, Hedwigs Brief vorgelegt und ihr, wie ihren Eltern, ohne Rückhalt erzählt hatte, wie er jenes Band geknüpft und wieder zerrissen hatte. Sie sprach kein Wort darauf, aber ihre Augen zeigten, daß ihr Herz von einem schweren Drucke erlöst sei.

Albrecht verbrachte den grösten Theil des Abends, an welchem er in Eschenhof angekommen war, und noch einige Stunden der Nacht in Besprechungen mit Nikodemus und verabschiedete sich am folgenden Morgen, um zu seinem Vater hinüber zu eilen. Er bat Lilien, die Flüchtlinge einstweilen noch zu beherbergen und ihm baldigstes Wiederkommen zu gestatten.

Sein Vater empfieng ihn mit offenen Armen,

ob er schon sogleich nicht ganz ohne Befangenheit gestand: er komme von Eschenhof und sei gestern, so laut ihn auch sein Herz zu dem lieben alten Vater gerufen habe, zuerst einer „Ritterpflicht“ gefolgt.

„Du weist,“ entgegnete dieser mit unverhoffter heiterer Ironie gegen sich selbst und den Sohn, „mich bei meiner schwachen Seite zu fassen, indem du meinen möglichen Vorwürfen das Schild der Ritterpflicht entgegenhältst und vielleicht gar unter ihrem vielgeltenden Namen nicht bloß den Schutz der Verfolgten begreifst. Erzähle mir nun ruhig und ausführlich Alles, was dich nach Eschenhof rief.“

Albrecht glaubte den Doppelsinn dieser Worte zü Gunsten aller seiner Hoffnungen auslegen zu dürfen und erröthete freudig, erzählte aber in verlangter Ruhe den Inhalt des Briefes und der von Nikodemus erhaltenen Mittheilungen, sowie die Aufnahme der Flüchtigen und ihrer Verfolger bei Lilien, und dessen Betschaft an ihn. Am Ende dieser Erzählung fühlte er, daß er damit

noch nicht Alles ausgesprochen habe, was ihn, jener Frage zufolge, nach Eschenhof gerufen hatte.

Sein Vater, der sein Stocken bemerkte und begriff, hatte mittlerweile einen Entschluß gefaßt und sagte: „Du hast mir, vermuthe ich, noch Mehr zu erzählen und sollst auch weiter einen aufmerksamen und theilnehmenden Zuhörer an mir haben. Zuvor aber laß auch mich eine Doppelpflicht draußen erfüllen und hüte derweile die Burg deiner Väter.“

Albrecht, dem diese letzteren Worte unverständlich waren, sagte eilig: „doch nicht zu lange? du weist, daß ich nochmals in Eschenhof erwartet werde.“

„Beruhige deine Ungeduld,“ entgegnete Jener, „ich will einen Theil deiner Ritterpflichten zu den meinen übernehmen. Fürs Erste gebieten mir diese, die Schutzbefohlenen meines Sohnes nicht drüben in dem feindlichen Hause zu lassen“ — Albrechts Miene trübte sich bei diesem Ausdrucke, aber sein Vater fuhr lächelnd fort: „Ich will sie persönlich in unser Schloß geleiten und

dabei zugleich eine alte Ehrenschuld abtragen. Durch allzu treu bewahrte Tradition verleitet habe ich Herrn Lilien vor Jahren einen ungerechten und verletzenden Brief geschrieben und in falscher Scham gezögert, ihm mein Unrecht einzugestehn, ob ich gleich längst erfuhr, was er auch neuestens gegen jene Hülfesuchenden und ihre Verfolger bewies: daß er ein Ehrenmann ist. Ich kann den Stolz nicht tadeln, mit welchem er mir auswich, wenn ich von Zeit zu Zeit freundschaftlichere Berührungen mit ihm suchte. Ich fahre an deiner Stelle nach Eschenhof, und du thust mirs zu Liebe, meine Rückkehr hier zu erwarten."

Albrecht umarmte seinen Vater warm und mit ernstem Schweigen. Er gewahrte den Schatten, der über den Zügen des Greises lag, und welchen selbst die Freundlichkeit, mit welcher er sprach, nicht ganz verdrängen konnte. Mit kindlicher Theilnahme dachte er an die Selbstüberwindung, welche sein Vater anwenden muste, um noch in seinen alten Tagen ererbte und von Jugend auf gewohnte Schranken niederzureißen.

Dieser übertrug ihm die nöthigen Anordnungen für die Aufnahme der Gäste im Schlosse und gieng, auch die Begleitung seines Kammerdieners zurückweisend, hinab an den See. Bald sah ihn Albrecht vom Schlosse aus im Nachen und erkannte dessen altbefreundeten Führer.

Wie überrascht die Familie Lilien war, als der bis dahin nie gesehene Nachbar sich ihr vorstellte, läßt sich denken. Er verbeugte sich vor den Frauen, halbverstohlene, aber genau beobachtende Blicke auf Emilien richtend, und wandte sich zu Lilien mit den Worten: „Ich komme freilich, um meinen Antheil an einem Schutzrechte geltend zu machen, das Sie zuerst übten, und Ihre Gäste in mein Haus einzuladen. Dieß indessen hätte mein Sohn auch in seinem und meinem Namen thun können. Ich aber kann nur persönlich die längst versäumte Abbitte für eine Kränkung leisten, die ich Ihnen einst in langjähriger und ererbter Verblendung zufügte, wenn sie Ihnen nicht zu spät kommt.“

Lilien antwortete der biederen Ansprache in

gleichem Tone: „Auch ohne Ihr versöhnendes Wort, das ich mit Freuden annehme, würden wir durch das gemeinsame gute Werk an den schutzbedürftigen Fremden einander näher gerückt sein. So bleibe uns der heutige Tag als ein mit Wort und That gefeiertes Fest in frohem Andenken."

Graf Eschenburg fragte jetzt nach den Fremden, die bei seinem Eintritte nicht gegenwärtig waren, und erklärte seine Absicht, sie sogleich selbst nach dem Schlosse hinüber zu geleiten. Bevor sie jedoch herbeigerufen wurden, leitete er eine Unterredung über Schutz und Förderung ihrer Angelegenheit ein, an welcher er die Frauen ausdrücklich bat theilzunehmen. Sein Zweck dabei war nur, Emilien etwas näher ins Auge zu fassen.

Schon vorlängst bei jener ersten Fahrt seines Sohnes nach Eschenhof hatte ihn der Gedanke ergriffen, daß die erste Begegnung der Kinder beider Häuser in geheimnißvoller Verbindung mit der Prophezeiung des Ahnen stehen könne. Dennoch widerstrebte er dem Schicksalsbeschlusse. Aber

schon seines Sohnes Begegnisse in M. und das Mißlingen seiner dort begonnenen Laufbahn bestärkten ihn in dem fatalistischen Aberglauben. Später galt ihm Albrechts Wiederbegegnung mit Emilien und sein durch alle Umstände begünstigter und gerechtfertigter Eintritt in das Haus ihrer Verwandten als eine Bestätigung jener Ahnung, welche zugleich durch die unabweisbare Einsicht in die sociale Wandelung der Zeit unterstützt wurde, wie wir bereits andeuteten. Vollends erschien ihm die jüngste Verkettung der Umstände, die seinen Sohn nach Eschenhof geführt hatte, als entscheidender Wink einer höheren Macht.

Es geschah hier, was nicht selten geschieht: der Aberglauben wird zum bestätigten Glauben, indem er theils unvermerkt sich mit natürlicher und vernünftiger Anschauung mischt, theils durch seinen Einfluß auf das Thun und Lassen der Menschen seinen Inhalt zur Wirklichkeit, den Traum zur Wahrheit werden läßt. Oft ist freilich diese Wahrheit nur die verderbenbringende Verwirklichung eines Wahnes, und der mephitische

Gehalt ihrer Quelle behauptet die Oberhand. Oft jedoch ereignet es sich auch, namentlich an den großen Scheidewegen der Geschichte, daß fanatische Geisterbanner und ihre begeisterten Gegner gleichermaßen das Eine fördern, was Jene abergläubisch fürchten und diese hoffnungsvoll ersehnen, und in diesem Einen das Licht und Heil der Wahrheit.

Graf Bodo hatte sich seit einiger Zeit aus Emiliens Charakterzügen, soweit ihm solche durch Albrechts Briefe und durch seine Nachforschungen, besonders bei Mangold, vorgeführt worden waren, ein schönes und edles Bild derselben zusammengesetzt. Heute nun trat sie zum ersten Male vor seine leiblichen Augen, und wo ihre Gestalt seinem Phantasiebilde unähnlich war, übertraf sie es an Liebreiz. Vielleicht lag es in einer begreiflichen Verknüpfung dieses Phantasiebildes mit den einnehmenden Zügen des prophetischen Ahnen, dessen Bild im Rittersaale zu Eschenburg er bisher oft betrachtet hatte, daß er jetzt wirklich in ihrem Antlitze die schönsten und freundlichsten

Spuren der alten Blutsverwandtschaft zu entdecken glaubte. Und als nun ihre seelenvollen Augen wie mit leiser inniger Frage nach ihrer Zukunft seinem Blicke begegneten: da war er entschlossen, diese Zukunft zu einer glücklichen zu machen, soviel an ihm lag.

Sobald sie mit ihrer Mutter zu den Gästen hinaufgegangen und er mit Lilien allein war, sagte er zu diesem: „Wir haben beide, denke ich, etwas Wichtiges auf dem Herzen und wollen es einander offen und ohne Umschweife aussprechen, wie es Männern ziemt. Ich halte mich überzeugt, daß mein Sohn Ihre Tochter liebt. Glauben Sie seine Liebe erwiedert?"

Lilien, über die Endabsicht des Grafen noch ungewiß, aber auf jede gefaßt, antwortete mit einem einfachen und entschiedenen „Ja."

„Beruht Ihre Bejahung auf ausdrücklichen Erklärungen der Liebenden?"

„Nein; weder gegen mich und meine Frau, noch auch, glaube ich, gegen einander selbst haben sie solche ausgesprochen. Meine Ueberzeugung,

wie nach Ihrem Ausdrucke auch die Ihre, beruht auf Beobachtungen, die mir besonders seit gestern unwiderlegliche Gründe ergaben, ohne daß ich darum bereuen durfte, Ihren Herrn Sohn hierher beschieden zu haben."

„Sie haben Nichts zu bereuen, Sie dienten vielmehr einer höheren Leitung. Glauben Sie mit mir, daß diese endlich die Weissagung unseres gemeinsamen Ahnen wahr machen, den alten Fluch des Hasses in Segen, und Burg und Hof, die in langer Trennung doch an Einem Namen und Wapenzeichen festhielten, in Ein neuaufblühendes Haus verwandeln will?„

Lilien schlug bewegt in die Hand des alten Stammfeindes ein. Sie verabredeten, daß nur Frau Lilien das Besprochene erfahren und in keiner Weise der freien Verständigung der jungen Leuten vorgegriffen werden solle.

Kein neuer Zwischenfall unterbrach die nächste Entwickelung der Ereignisse, vielmehr geschah überall das Erwartete und Erwünschte. Dennoch werden uns unsere sinnigen und mitfühlenden Le-

ser — und nur für solche erzählen wir — willig noch eine kurze Strecke bis zum Schlusse unserer Geschichte begleiten.

Die Väter hatten recht gesehen, wenn wir den Nebenumstand ausnehmen, daß ihre Voraussetzung völliger Verschwiegenheit der Liebenden über ihr Herzensgeheimniß gegen einander selbst wahrscheinlich nur bis zum Anbruche des Tages, an welchem Albrecht von Eschenhof nach dem Schlosse hinüberfuhr, als richtig gelten konnte. Am dem schönsten, hoffnungsreichsten Frühmorgen des beginnenden Frühlings und der beiden jungen Herzen hatte ein wunderbarer Zufall, als die übrigen Hausbewohner kaum erwacht waren, jene Beiden gleichzeitig in den Garten von Eschenhof versetzt, sei es in der Absicht, sich nach einer vielleicht unruhig durchträumten oder durchwachten Nacht zu erfrischen, oder um das Aufblühen der Lenzeserstlinge zu belauschen. Der nämliche Zufall hatte sie in jenem Häuschen am See zusammengeführt, an welchem sie sich in einer nie ganz vergessenen Stunde der ersten Jugend zum

ersten Male sahen und begrüßten. Indessen lassen sich nur Vermuthungen über das jetzt dort Gesprochene und Geschehene aufstellen, da nur stumme Fische und unverständlich zwitschernde oder trillernde Vögel als Zeugen befragt werden könnten. Nur das ist gewiß, daß bei dem bald darauf erfolgten Abschiede Albrechts in seinen und Emiliens Augen, als sie einander begegneten, Licht und Thau des Frühmorgens nachschimmerten.

Mit dem Grafen Bodo und den Flüchtlingen fuhr an diesem Tage Lilien über den See und kehrte zum ersten Male in den Hallen der Eschenburg ein. Am Abend war er wieder bei den Seinen. Er flüsterte mit seiner Gattin so froh und geheimnißvoll, wie in den Tagen ihrer längst verschwundenen Jugend. Emilie fragte ihn um Nichts, eilte aber in feuchter Dämmerung noch einmal durch die früh Morgens betretenen Pfade, um die Glut ihrer Wangen zu kühlen und in Gedanken nochmals die erste Stunde dieses Tages zu durchleben. Erst als jenseit des Sees die Nacht völlig die Thürme von Eschen-

burg verdeckte, verließ sie den äußersten Punkt der Landspitze.

Es kam bald eine schönere Lenzeszeit, in welcher Leben, Glück und Schönheit in der Natur, wie in den beseelten Wesen nicht mehr in verhüllten Knospen träumten, sondern in offener Blüte dem lichten warmen Tage entgegenstrebten.

Nach einigen Monaten, an einem duftigen weichen Augustmorgen fuhr ein neuvermähltes Paar aus Eschenhof, um ohne Zweck und Ziel, nur lebend und liebend, ein Stück der schönen Welt jenseit der blauen Berge am Horizonte zu durchstreifen, während liebende Eltern in Eschenhof und ein alter Vater in Eschenburg seiner einstigen Wiederkehr eine trauliche Doppelheimat einrichteten. In der Residenz hatte Albrecht seine bisherigen Verhältnisse gelöst, um in stillerem Lebensbereiche Thätigkeit und Behagen zu suchen und in der alten Heimat die neue zu gründen. Auf dem Rückwege wollten die Reisenden die Hauptstadt nur berühren, um durch einige Besuche den Anstandspflichten zu genügen, und dann eine

etwas längere Rast in Mittenhagen halten, wo ihr Glück sich begründet hatte und wo eine Freundschaft, die in beider Herzen die nächste Stelle nach ihrer Liebe besaß, ihnen festliche und inhaltreiche Tage verhieß.

Ein zweites Paar, das zugleich mit jenem getraut worden war, freute sich mehr der ruhigen Häuslichkeit, als der Wanderung, und war nur von Eschenhof mit einem Greise und einem Kinde über den See gefahren, um in Eschenburg eine freundliche, neu hergerichtete Wohnung zu beziehen. Wir kennen auch diese Fahrtgenossen.

Pastor Dietwold hatte mit der Einsegnung des ersten Paares eine lange gehegte Hoffnung aufgegeben, und zwar mit stärkerem Widerstreben, als sein näher betheiligter Sohn. Dafür aber fand er einigen Ersatz in dem zweiten Paare, das er als fromme Beute vorher aus der römischen Kirche feierlich in seine deutsche herüber geführt hatte. Er triumphierte nicht minder in dem Bewußtsein, diese Seelen gewonnen zu haben, als seine beschorenen Amtsbrüder im feindlichen

Lager über deren Verlust eiferten und klagten. Jedoch hatte er vergeblich versucht, Nikodemus zum protestantischen Geistlichen zu machen, um seinen Siegesruhm zu erhöhen. Derselbe hatte erklärt, er wolle das Priesterthum nicht gegen das Pfarrerthum austauschen, sondern frei von Beidem als Landwirth leben. Eine Schule dieses Berufes wollte er gemeinsam mit Albrecht und als dessen Gehülfe unter Liliens Leitung durchmachen und später Hedwigs großmüthige Gabe zum Ankaufe eines Gutes in dieser reizenden und fruchtbaren Gegend verwenden. Mathilde wollte vorläufig die Pflegerin des an sie gewöhnten Kindes bleiben, das sie immer noch als das zunächst ihr anvertraute Kleinod ihrer Wohlthäterin betrachtete, ob es gleich in Eschenburg bereits ein sicheres Vaterhaus gefunden hatte. Von M. her hatten alle drei Nichts mehr zu fürchten; die dortige Regierung selbst hatte dazu mitgewirkt, daß sie von geistlichen und weltlichen Beeinträchtigungen befreit wurden. Der Landesherr hatte Hedwigs Schloß und Erbgut als Domäne an-

gekauft und den Preis dafür dem Kinde der Verstorbenen übermacht.

Heinrich Dietwold hatte mit der alten Liebe in seinem Herzen einen siegreichen Strauß bestanden und den Gedanken eines erregten Augenblicks: vor Emiliens Trauung die Flucht zu ergreifen, als eine Selbstdemüthigung zurückgewiesen. Zum Lohne dieser Standhaftigkeit fand er in der Heimat geistigen und, mehr und minder, poetischen Ersatz. So in dem geistvollen und doch in vielen Welttheilen des Geistes noch fremden Expriester — in dem Lebenslaufe des geretteten Paares, der sich ihm von selbst zum Gedichte formte — eine Zeit lange sogar in Mathildens schönen Augen, womit wir ihm jedoch nicht den freventlichen Wunsch nachsagen wollen, sie noch einmal zu retten, nämlich aus des Entführers Armen in die seinen.

Eine Menge romantischer Bilder und Ideen fand er in der früher nie betretenen Eschenburg, in den halbverödeten Räumen, den ragenden Thürmen und Mauern und den gewölbten Gän-

gen und Sälen, die seine Einbildungskraft mit hohen Gestalten kühner Ritter und holder Frauen bevölkerte; endlich auch in der Persönlichkeit und der Denkweise des alten Schloßherrn selbst, der den freundlich-ehrerbietigen, leicht begeisterten jungen Mann liebgewonnen hatte und manchmal einige Tage lange bei sich behielt. Graf Bodo fühlte sich nicht mehr so einsam mit seinen Erinnerungen und Lebensanschauungen, seit sie Dietwold mit, wirklich ungeheuchelter, Lebhaftigkeit aufnahm und im eigenen Geiste weiter dachte und dichtete, indem er sie mit neuer Lebenskraft zu beseelen und mit der neuen Zeit zu verflechten suchte. Er rollte dann dem stillvergnügten betagten Zuschauer Bilder einer vollständigen Wiedergeburt des Adels auf, in welchen statt der noblen Passionen einer entarteten Zeit ein patriarchalisches Walten über dem hülfsbedürftigen Volke, eine stolze und feste Stellung vor den Thronen — sei es zu ihrem Schutze, oder gegen ihre Anmaßungen — und die hehre Pflege der Schönheit in den Sitten, wie in der Kunst, als Ritterpflichten erschienen.

Graf Bodo wünschte dann manchmal, Dietwold selbst möchte adeliges Stammes sein, um sein ganzes Leben der Verwirklichung dieser Ideen widmen zu können. Er wuste freilich nicht, daß der Dichter mit gleicher Wärme seines elastischen und wechsellustigen Geistes mit Mangold verkehrte. In den einfachen, aber prophetischen Worten dieses Mannes aus dem Volke erklang ihm der Ruf einer Zukunft, die Jener zwar nicht mehr selbst zu erleben hoffte, aber im Geiste für das bedrückte Geschlecht aufgehn sah.

So fühlte sich der jugendliche Dichter durch die Ahnungen des einen Greises, wie durch die elegische Treue des andern gegen seine Ueberlieferungen, in die Herrlichkeit zweier großen Zeiten versetzt, die vielleicht beide zu gleichen Theilen nur der Dichtung angehören.

Der alte Graf blickte jetzt mit andern Gefühlen, als vormals, von seinen Zinnen nach Eschenhof hinüber. So freundlich diese Gefühle waren, so hold ihm auch Emilie und so achtungswerth ihre Angehörigen erschienen: so konnte er

sich doch nicht ganz einer geheimen Trauer erwehren, wenn er sich sagen muste, daß die alte Eschenburg nur dadurch sich wieder aus ihrem Verfalle erheben könne, daß sie zum bürgerlichen Hause und dem Hofe ähnlich werde, mit dessen Aufblühen einst das Erbleichen ihres Glanzes verknüpft war.

Am Abend eines schwülen, schweren Gewittertages wölbte sich ein Regenbogen über den See, der die einst verfeindeten Gebiete in friedlichem Farbenglanze verband. Unter ihm her flog ein Schifflein nach Eschenburg herüber. Der Graf, der auf der Schloßterrasse über dem See stand, erkannte die darinn Sitzenden, welche lebhaft zu ihm hinauf grüßten und winkten. Es war sein einziger Sohn und die Enkelin der Lilie, nun auch sein Kind. Der alte Mann blickte mit stillem Gebete zu dem Friedensbogen empor, hieß jene trüben Gedanken auf Nimmerwiederkehr entfliehen und segnete die erfüllte Weissagung seines Ahnen.
